gerhard ortinau

verteidigung des kugelblitzes

kurze prosa

vorwort von gerhardt csejka

dacia verlag cluj-napoca 1976

Umschlagentwurf von Gerd Fabritius

VORWORT

Eine Empfehlung *mit auf den Weg* für Gerhard Ortinaus Prosa (darin dürfte im Wesentlichen meine Aufgabe bestehn) – eine dankbare Aufgabe, sollte man meinen, bloß: wem empfehle ich diese Texte eigentlich? Wie ist die Öffentlichkeit beschaffen, in die sie hinausdrängen? Was sind sie dieser Öffentlichkeit und was, vor allem, ist sie dem Autor? Öffentlichkeit: Ansprüche, bestimmt durch die Gesellschaft, auf eine allerdings nicht ganz eindeutige Art. Denn die Gesellschaft ist ein sehr Großes-Ganzes, worin sich sowohl die Ansprüche der Literatur an sich selbst als auch die Erwartungen der verschiedenen Leserschichten konstituieren, und das sind, man weiß es, meist recht weit auseinanderliegende Dinge. Etwas, ein Vermittlungssystem, ein Produktion wie Rezeption gleicherweise regulierendes Medium, eine Art Öffentlichkeit dürfte es dennoch geben, woran man sich halten kann, mit entsprechender Vorsicht natürlich. Wie also sieht sie für Ortinau aus?

Nach dem Abbau gewisser dogmatischer Literaturauffassungen war so etwas wie ein Freiraum entstanden, den der traditionelle Autonomiebegriff, in anderen Zeiten und Verhältnissen geprägt, nicht entsprechend ausfüllen konnte: nach dem falschen Anspruch der Gesellschaft an die Literatur – ein falscher Anspruch der Literatur an sich selbst.

Allein Widerspruch gegen beides konnte die Hoffnung retten, daß durch Literatur irgendwie irgendetwas in der Welt der Realitäten bewirkt, verändert werden könne.

Das Bedürfnis, hier Klarheit zu schaffen (auch anderwärts empfunden und in der Diskussion ums *Engagement* konkretisiert), führte und hielt einige junge Banater Schriftsteller zusammen, ein Häuflein rund zwanzigjähriger Enthusiasten, die – bewußt oder unbewußt – den phantastischen Versuch unternahmen, eine reale, authentische Öffentlichkeit für Literatur aufzubaun, ein doppelt phantastischer Versuch, bedenkt man die besonderen Sprachverhältnisse. Sie suchten nicht einfach den *Widerhall,* sondern den *Dialog,* und das ist etwas weitaus Komplizierteres, dazu bedarf es einer Reihe günstiger Voraussetzungen, es ist nichts damit getan, daß man sich mal hier, mal da vor ein paar freundlich versammelte Schwowe oder Gleichgesinnte setzt und Texte liest.

Deshalb war ein ernstes Problem dieser jungen Literaten auch das Problem der Provinz, und die erste große Erfahrung jene der „Ungleichzeitigkeit“ (Bloch), der man, soll ein Gespräch Zustandekommen, Rechnung tragen muß.

Ortinaus Prosa ist vorzüglich gerade darin, daß bei allem beachtlichen technischen Aufwand nie etwas leerläuft, Selbstzweck bleibt. Was aber andererseits nicht heißt, daß jedes Wort schwerbelastet wäre mit Über- und Hintersinnigkeiten, die man sich in schweißtreibender Lese- und Ratearbeit heraus-

schmelzen müßte – die Zeichen sind klar und leicht gesetzt, souverän literarisch und dennoch hinausweisend über sich selbst, hinweisend auf das unwahrscheinlich Wirkliche, das wir mitunter erleben.

Als Zeichen und Hinweis ist jedes (literarische) Mittel recht, es ist erstaunlich, wie er sich alles verfügbar macht, wie das Phänomen überhaupt neu und erstaunlich in rumäniendeutschen Sphären sein dürfte, das mit einigen Banater Schriftstellern heraufgekommen ist: diese totale Disponibilität der künstlerischen Verfahren, dieser unsentimentale Verzicht auf die „Aura“ (W. Benjamin), auf persönliche „Einzigkeit“ zugunsten des Effekts. Wer das bedenklich findet, könnte in den Verdacht geraten, die Literaturgeschichte vom Dadaismus herwärts nicht auf ihre Zusammenhänge mit dem allgemeinen Lauf der Dinge befragt zu haben. Es kann und darf das nicht als simples Nachäffen ausländischer Modetrends verkannt werden – wird es allerdings von Mal zu Mal doch. Dabei muß man sich bloß die Liste der Vorbilder ansehen, die Ortinau einmal angeführt hat: sie ließe sich gewiß ziemlich beliebig erweitern. Das heißt: keiner der Genannten ist mehr wirklich ein Vorbild – außer Brecht vielleicht, dem großen Lehrmeister –, sondern höchstens Pate bei der Geburt von literarischen Ideen, für deren Verwirklichung sich gewisse Techniken, Attitüden oder auch Motive des einen oder ändern eignen. Man borgt ungeniert, was man braucht, und verfügt verantwortungsbewußt, ge-

hörig verfremdend und unter genauer Quellenangabe darüber, macht es den höchst eigenen Zwecken dienstbar. Ob Ortinau Passagen eines Zeitungsartikels oder aus Josef Gabriels Geschichte der Banater Sozialdemokratie zitiert und eigenwillig ummontiert, oder ob er E.T.A. Hoffmanns „Ritter Gluck“ fast ganz abschreibt, lediglich Ort und Zeit der Handlung verändert und die Rollen entsprechend umbesetzt – wesentlich das gleiche ist es, wenn er Artmanns Sprachgestik mimt: Reizmaterial. Man mag an Handke als Vorbild denken – Artmann ist es (fast) genau so wenig wie Josef Gabriel oder der Verfasser des Zeitungsartikels über den Kugelblitz. Handke steht allerdings nicht auf der Liste.

Ist jedoch die *Rezeption* der Literatur, trotz Aufräumung mit muffigen, unzeitgemäßen Literaturmodellen, nicht nach wie vor „auratisch“, auf kontemplative, ehrfürchtige Versenkung ins große Kunstwerk eingestellt? Und unbedingt zu fragen wäre ja auch, ob das denn wirklich beklagenswert ist. Benjamin selbst, dessen kühn-konsequente Festlegung des Künstlers auf den Status des Produzenten sozialhistorische Entwicklungen voraussetzt, die so konsequent kaum verlaufen mögen, wertet jene Versenkung nicht eindeutig negativ – sie war im Laufe der Zeit sowohl eine „Schule asozialen Verhaltens“ als auch Stütze zur Erstarkung der Freiheit, die kirchliche Bevormundung abzuschütteln ... Wem also empfehle ich die Texte Gerhard Ortinaus, und wozu?

Wer ihnen gerecht werden will, wird zugeben müssen, daß sie zwar eine bestimmte Aura zerstören, aber nicht die Aura schlechthin, und nicht ganz; daß sie gerade dadurch wieder „einzig“ werden, verbindlicher Ausdruck eines Subjekts in ganz bestimmten objektiven Zusammenhängen und also brauchbar für jedermann, der Unzeitgemäßes abbaut – sie sind auf die ganz bestimmte Art befreiend, in der jede gute Literatur befreiend ist. Sie gehören zum Originellsten, was an deutscher Prosa in letzter Zeit hierzulande geschrieben wurde. Das könnte eine Empfehlung geradewegs an die Literaturgeschichtsschreiber sein, oder doch an jene Leute, von denen es heißt, daß sie die Literaturgeschichte machen.

GERHARDT CSEJKA

[Leerseite]

DER KUGELBLITZ

Obwohl er seit Menschengedenken beobachtet wird, ist er dennoch zeitgemäß, d. h. diesen Zeiten vergleichbar. Er kann denselben auch gegenübergestellt werden. Man kann ausschließlich dialektisch an ihn herangehen. Es gibt noch keine etablierte wissenschaftliche Theorie über ihn. Wenn man ihn sieht, so wird man den lästigen Eindruck los, auf jede Frage schon eine Antwort zu wissen. Er läßt einen im Zweifel, ohne jemanden verzweifeln zu lassen. Taucht er auf, so hat man nicht das Gefühl, unwissend zu sein. Vielmehr stellt sich die Hoffnung ein, ihn einmal begreifen zu können.

Vor allem imponiert er jedoch dadurch, daß niemand weiß, ob es ihn tatsächlich gibt. Er ist noch nicht im Laboratorium herstellbar, folglich sind die ersten, die ihm skeptisch gegenüberstehen, die Spezialisten der Blitzforschung selbst. Es bedarf nicht einer einzigen, sondern einer Menge von Wissenschaften, um ihn zu erklären. Er ist das einzige physikalische Phänomen von Interesse für jedermann, das trotz mehr als hundertjähriger Forschung noch so umstritten ist. Folglich ist er noch nicht zur Ware geworden.

Er ist fast nur aus den Schilderungen von Augenzeugen bekannt. Diese beschreiben ihn als eine kugelförmige bis ovale Lichterscheinung, in der Hälfte der Fälle von roter Farbe, weniger häufig weiß als gelb, orange und blau, manchmal sogar grün und schwarz. In einzelnen Fällen wird beobachtet, daß Kugelblitze ihre Gestalt und Größe ändern oder daß mehrere Kugeln erscheinen,

manchmal miteinander durch leuchtende Bänder verbunden, oder daß nach der Explosion einer größeren, mehrere kleine Kugeln entstehen. Die Größe der Lichterscheinung wird sehr unterschiedlich angegeben, von etwa einem Zentimeter bis zu einem Meter. In einem Falle wurden sogar 27 Meter Durchmesser errechnet.

In seiner Dialektik ist er auch ästhetisch. Er kann leicht aus einer Form in die andere übergehen. Wo er erscheint, wird die Umgebung in ein grelles Licht getaucht. Seiner widersprüchlichen Natur entsprechend blendet er aber auch den Augenzeugen. Es bedarf deshalb eines geübten Blickes, um ihn so zu sehen, wie er tatsächlich ist. Es besteht nämlich die Gefahr, daß eine rasche Folge leuchtender Vorgänge zum vereinfachten Bild des Kugelblitzes in der Netzhaut zusammengesetzt werden kann. Diese Tatsache wird dann im Gehirn auch dementsprechend interpretiert.

Er weiß sich den Leuten zu nähern. Er kann Fensterscheiben durchdringen, Schlüssellöcher, Ritzen, Ofenrohre, Kamine oder Leitungsdrähte sind seine bevorzugten Wege. Er kann aber auch die guten Leute erschrecken.

Er hat noch keinen lateinischen Namen. Nur schwer kann man ihn beschreiben. Fast alle Aufnahmen mit dem Anspruch, Kugelblitze zu zeigen, waren auch ohne die Annahme dieses Phänomens erklärbar: Verwackeln des Bildes, im Hintergrund brennende Laternen, Kurzschluß-Lichtbögen oder von der Einschlagstelle des Blitzes wegspringende, glühende Schmelzperlen. Man kann ihm also keinen Steckbrief nachsenden.

Er ist nicht verfolgbar. Es ist keine Verknüpfung von Größe, Dauer, Farbe, Helligkeit und Geschwindigkeit an ihm auszumachen. Er bevorzugt keine bestimmten Orte oder Gewitterlagen. Aber er taucht

auf, wo es ihm paßt. Obwohl er nur äußerst kurzlebig ist, ist er doch unsterblich. Älter als die Menschheit, hat um seinetwillen doch noch niemand hinter schwedische Gardinen müssen.

Er kann einschlagen.

Er läßt den Menschen die Hoffnung, ihn einmal verwenden zu können.

Er spendet viel Licht, aber mit seiner Wärme geht er sparsam um. An der Art, wie er betrachtet wird, scheiden sich die Geister.

Es ist anzunehmen, daß er Bertolt Brecht gefallen hat.

Durch den Schrecken, den er bisweilen verbreitet, kann er sogar verehrt werden. Er wird aber nicht böse, wenn man einmal einen Irrtum über ihn ausspricht, denn er weiß zweierlei. Erstens, daß noch niemand ihn richtig verstehen kann, und zweitens, daß erst der Irrtum den Menschen zum Wahrheitssucher macht. Trotzdem ist er nicht der Meinung, daß er für die Zukunft erst da ist. Er benimmt sich im Gegenteil äußerst gegenwartsfreudig, aber er ist zu geschmackvoll, um diese Haltung zur Norm zu machen.

Man darf ihn beschimpfen, ohne daß er gleich auf Rache sinnt.

Er hat Humor.

Sein einziger Mangel besteht darin, daß er nur ein armer Kugelblitz ist. Darin ähnelt er uns am meisten.

A n m e r k u n g. Eine Dokumentation „Kugelblitze – Fiktion oder Wirklichkeit?“ brachte der NW in seiner Ausgabe vom 31.1.1975. Einige Stellen daraus wurden in diesen Text wörtlich aufgenommen.

HÖR MAL HER

(Eine kurze Geschichte oder Fragment aus einem ungeschriebenen Roman)

Na ja, sagt er und stiert in das grünlich angehauchte Glas. Na ja. Kann ja noch einen bestellen, sag ich und winke der Kellnerin. Nein, sagt er, nicht nötig, warum auch.

Die Kellnerin.

Warum die nur so dicke, blöde Lippen hat. Mit dieser Menge Rot darauf.

Noch zwei, sag ich, große, ja sicher.

Geht nicht, sagt er, umsonst zahlst du mir das ganze teure Zeug da, geht nicht.

Nicht deshalb zahl ich, sag ich.

Na ja, sagt er, ist ja gut, nicht deshalb.

Zuerst wollten sie ihn gar nicht hereinlassen. Wegen der Kleidung und so. Das ist keine Kneipe hier. Dabei hat er Anzug, allerdings ohne Krawatte, aber Anzug. Ist eben abgenutzt, nichts für hier. Ich bin Arbeiter, hat er gesagt. Ich bin keiner von denen. Ich bin Arbeiter und dieses Restaurant ist für mich da, auch für mich. Das war wirklich groß von ihm, ich hatte das gar nicht so erwartet von ihm. So daß sie ihn bis zuletzt doch hereingelassen haben. Die mit den dicken Lippen hat den Mund aufgerissen. Soll sie doch, hab ich gesagt. Na ja, hat er gesagt. Ich bin doch keiner von denen.

Na aber, sag ich.

Weiß nicht, sagt er.

Doch, sag ich.

Weiß nicht, sagt er.

Ich versteh nicht, sag ich.

Macht nichts, wirst du schon noch, sagt er.

Jetzt will ich aber, sag ich.

Na ja, sagt er, mußt nicht dein ganzes Geld rausschmeißen für mich, kommt ja doch nichts raus. Hast doch auch keins.

O ja, sag ich, sicher hab ich. Hab heut Stipendium kassiert. Das reicht schon.

Draußen führt der Kanal vorbei. Warum mir nur solche Dinge einfallen. Und immer am falschen Ort. Das schmierige Wasser. Man hört es nicht. Ist auch nicht wichtig, sag ich.

O ja, sagt er, wieso nicht. Jetzt zahlst du mir all diese teuren Dinger da, von denen ich kaum wußte, daß es sie gibt, und morgen hast du nicht was zu rauchen, weiß ich doch.

Warum die nur immer ihre teuersten Lokale an die Kanäle bauen müssen. Sieht ja doch nicht nach Venedig aus. Da brauchte man schon noch diesen berühmten Gestank dazu, und den wollen sie nun doch nicht riskieren. Ist doch alles halbe Arbeit, das.

Das ist jetzt nicht wichtig, sag ich.

Ich weiß, was du willst, von mir, sagt er.

Na und, sag ich.

Ich kann aber nicht, sagt er.

Warum denn, sag ich.

Ich kenn dich doch gar nicht, sagt er.

Ich hab mich doch vorgestellt, sag ich.

Ich kenn dich aber nicht, sagt er. Ich wäre auch nicht mit dir gekommen. Nur hast du da so am Fabrikstor gestanden. Seit vielen Jahren hat keiner mehr da am Fabrikstor gestanden und auf mich gewartet. Ich meine, für mich stellt sich so leicht keiner ans Fabrikstor. Nur deshalb bin ich auch mitgekommen. Weil das seit vielen Jahren nicht mehr war.

Na sehen Sie, sag ich.

Warum mußtest du aber gerade mich aussuchen, waren doch Hunderte dort.

Nur so, sag ich.

Ich kann aber nicht sagen, sagt er. Ich kann dir doch nicht solche Dinge sagen. Dieses Vertrauen hab ich eben nicht in dich, das muß ich schon zugeben. Von wo weiß ich, was du damit anfangen willst, ich brauch doch nachher diese Sachen nicht.

Aufschreiben will ichs, sag ich. Aufschreiben, weiter nichts.

Ja, und dann. Ist auch schon von anderen aufgeschrieben worden. Schon bevor du überhaupt auf der Welt warst. Ich kann aber nicht wissen, wie das nachher aussehen wird. Ich möchte schon lieber nicht. Damit du weißt.

Ich muß es aber wissen, sag ich. Weil ich darüber schreiben will. Von wo soll ichs hernehmen, wenn nicht von Ihnen. Sie wissen das doch.

Ja, sagt er, sicher weiß ichs. Immer dasselbe.

Warum immer dasselbe, sag ich. Jetzt ist es doch nicht mehr so. Ist doch was andres jetzt.

Ja, sagt er, sicher. Jetzt ist es schon anders, aber ich kann nichts sagen, ich weiß nicht, ob das gut war.

Sicher war das gut, sag ich.

Hör mal her, sagt er, bei mir ist da nichts zu holen. Bei mir nicht. Heut jedenfalls nicht.

Aber wann denn, wenn nicht jetzt, sag ich.

Weiß nicht, sagt er, aber versuch mal Donnerstag, ich kann da noch nichts versprechen, aber versuch mal Donnerstag.

Warum gerade Donnerstag, sag ich.

So, sagt er. Dann ist Schluß. Donnerstag.

Wo ist Schluß, sag ich.

Alles, sagt er, Donnerstag ist mit allem Schluß. Donnerstag um drei. Dann bin ich fünfundsechzig. Es ist gut, Donnerstag um drei fünfundsechzig zu sein.

Warum, sag ich.

So, sagt er. Dann krieg ich meine Papiere. Hab eine Menge Dienstjahre, wird nicht schlecht sein. Dann kann ich machen, was ich will.

Vielleicht wirst du Kaninchen züchten, denk ich. Wie bei Borchert in Nachts schlafen die Ratten doch. Du wirst mir das doch nicht verkaufen wollen, du bist doch nicht so einer, das ist doch einfach kindisch.

Dann sind Sie Rentner also. Spazierstock und Kanasta und Krautpflanzen und so, sag ich.

Ja, sagt er, Rentner.

Die Kellnerin. Sperrstunde, sagt sie. Nein, sag ich, bring noch zwei. Sperrstunde, sagt sie, dann geht sie doch noch um die zwei. Jetzt sind nicht mehr viele hier. Weiter hinten will einer zu singen beginnen. Sieht so ein wenig nach Direktor aus. Eine Frau drückt ihm die flache Hand auf den Mund. Wahrscheinlich ist sie kalt, die Hand, und wahrscheinlich gehört sie der eigenen Frau. Muß man nicht hinkucken, denk ich, der wird schon nicht dort reinbeißen in die kalte Hand. Die sind nicht so, diese Direktoren, so sind die nicht.

Jetzt werd ich ihm auch den Teddybär kaufen, sagt er.

Ich seh, daß er nicht mehr so ganz richtig spricht.

Wem, sag ich.

Die Kellnerin. Da hat sie die zwei gebracht, sind nur kleine, na macht nichts. Sperrstunde, sagt sie. Die Musik hat auch schon eingepackt, toll war die Kleine, schade, hab ihr gar nicht zugehört. Einer mit einer riesigen Glatze, die wegen dem roten Licht fast blutig aussieht, will sich eine unendlich lange Zigarre ins Maul stecken, falls sich jemand etwas darunter verstellen kann. Die fällt ihm aus der Hand, weiß der Teufel warum, doch er hebt sie nicht auf. Der geht einfach so mit den Füßen darüber, der Kerl, und dabei taumelt er noch ein wenig. Das war einer von denen, möglicherweise, mein ich.

Paul, sagt er, jetzt werd ich ihm den Teddy kaufen können, den großen, gelben.

Wer ist Paul, sag ich.

Mein Sohn, sagt er.

Jetzt sind wir die einzigen hier. Auf die anderen Tische haben sie schon die Stühle gestellt, Sitzfläche auf die Tischplatte, Lehne nach unten, Stempel steif in die Luft.

Er ist Ingenieur, sagt er. Paul, mein ich.

Sei doch nicht kitschig, will ich sagen. Das klingt ja ganz nach Heintje Ich bau dir ein Schloß, falls jemand wissen sollte, was das ist. Außerdem schmeißen die uns gleich da raus, anderswo kann man auch nicht mehr rein. Na macht nichts. Wieder mal die Kellnerin.

Auskehren, sagt sie, dabei stößt sie mit diesem blöden Besen an die Werkzeugtasche unter dem Tisch. Hättet ihr nicht reinbringen sollen, sagt sie.

Geh mal irgendwohin, sag ich. Sie tut nicht beleidigt, wird ja gewöhnt sein.

Kommen Sie, sag ich, wir sollten gehen.

Na ja, sagt er, und erst jetzt bemerke ich, wie betrunken er ist. Hat auch eine ganze Menge runtergemacht, ich nicht viel weniger, na macht jetzt nichts.

Seine Füße wollen nicht mehr so richtig. Da greif ich ihm schon besser unter den Arm. Die Kellnerin. Zahlen, sagt sie und hat ein erschrockenes Gesicht. Wie Sie das nur vergessen konnten. Die will auch noch höflich sein. Ja, sag ich, wir kommen eben nur selten her, da konnten wir eben nicht wissen, daß es da auch so was gibt.

Wieviel, sag ich. Dreihundertfünfzig, sagt sie. Vierhundert, sag ich.

Mit was zahlt Anna jetzt die Miete, wenn ich mein Geld nicht nachhaus bring, sagt er. Danke, sagt die Kellnerin. Das hab doch ich bezahlt, Mensch, sag ich. Ach so, brummt er. Aber ich hab dir nichts gesagt. Wirfst da dein ganzes Geld raus, und ich hab dir nichts gesagt. Nicht deshalb hab ich gezahlt,

sag ich. Ist ja gut, sagt er. Du weißt nicht einmal, in welcher Fabrik ich arbeite. Nicht einmal das weißt du, ich glaub dir, daß du nichts weißt,

O ja, sag ich, das weiß ich.

Worüber wirst du jetzt schreiben, sagt er.

Ich weiß nicht, sag ich. Ist ja meine Sache.

Nein, sagt er da.

Dann hättest du mir erzählen sollen, sag ich.

Ja, sagt er, ich weiß. Aber warum bist du gerade zu mir gekommen.

Ja, sag ich, eben. Das ist es ja.

Ich weiß nicht, sagt er, was soll ich dir auch erzählen.

Wieso, sag ich.

So, sagt er, du kannst ja mal schauen kommen.

Ja, sag ich, war ja schon. Aber wie soll ich da etwas mitkriegen, was Sie in den vielen Jahren nicht mitgekriegt haben.

Nein, sagt er da, so nicht.

Verdammt kalt ist es da draußen. Und dann noch dieser komische Kanal, der auch nicht so richtig weiß, was er da nun will. Und morgen diese Prüfungen. Ist auch so eine Sache. Die Kellnerin hatte dicke Lippen, die sahen blöd aus. Hauptsatz plus Attributsatz, sag ich.

Was ist das, sagt er.

Das ist nicht wichtig, sag ich.

Wieso nicht, sagt er.

So, sag ich.

Am besten, ich geh gar nicht. Warum auch.

Er ist Ingenieur, sagt er.

Das ist nicht wichtig, sag ich.

O ja, sagt er.

Wieso, sag ich.

So, sagt er.

Das klappt ja doch nicht, wenn ich morgen geh.

Was ist das für ein Satz. Ist doch schnuppe. Und

der da weiß all diese anderen Satze, diese viel wichtigeren und hälts Maul dabei.

Sie hat Krebs, sagt er.

Passiert, sag ich.

Anna, sagt er.

Verzeihung, sag ich und fühle mich plötzlich ganz scheußlich. Er sitzt da auf der Bank.

Ist das nicht wichtig, sagt er.

O ja, sag ich. Ich glaube schon.

Er sitzt noch immer auf dieser Bank.

Ich möchte hierbleiben, sagt er.

Es ist kalt, sag ich.

Macht nichts, sagt er, ich möchte hierbleiben.

Nein, sag ich, das geht aber nicht.

Morgen ist Donnerstag, sagt er.

Ja, sag ich.

Es muß schon spät sein. Auf alle Fälle schon zu spät, daß ich morgen noch gehen könnte. Mit all diesem Zeug im Kopf, mein ich.

Rentner sind mir unsympathisch. Studenten auch. Ich halte es mit den Arbeitern.

Ist nun doch, weiß der Teufel wie, ausgefallen.

Hör auf, sagt er leise.

Komm, sag ich.

Er sagt nichts. Sein Kopf liegt auf der Brust. Er zittert ein wenig. Verdammt kalt heute. Wie alt er doch schon ist. Ob der überhaupt noch was zu sagen hat.

Ich bin betrunken, sagt er plötzlich. Warum hast du mich betrunken gemacht, ich darf doch nichts trinken. Ich mach vielleicht eine Krise.

Morgen werd ich dich wieder betrunken machen, sag ich. Wenn du anders nicht rausrücken willst.

Warum, sagt er und weiß gar nicht, was er da gesagt hat.

Ich werd schon noch was aus dir rauskriegen, sag ich und weiß gar nicht, was ich da gesagt hab.

SELBSTMORD EINES GENOSSEN IM JAHRE 1910
Fortgesetzter Bericht über einen Bericht

Auf den Seiten 146-147 des Buches „Fünfzigjährige Geschichte der Banater Arbeiterbewegung 1870-1920“, erschienen in Temeswar, Buchdruckerei der Schwäbischen Verlags-Aktiengesellschaft, 1928, berichtet Josef Gabriel von einem 26 jährigen Buchdrucker namens Franz Moderer, welcher, „ein ansonsten lebenslustiger Genosse“, in der Nacht vom 14. zum 15. Mai 1910 (das sei die Nacht vom Pfingstsonntag zum Pfingstmontag gewesen, wird uns mitgeteilt) von der Stadtparkbrücke in den Begakanal gesprungen sei. So gegen Mitternacht.

Die Nachricht davon, heißt es weiter, habe wie ein „Blitz aus heiterem Himmel“ gewirkt, denn für keinen sei es faßbar gewesen, daß der „stets opferbereite und überzeugte Genosse“ den Reihen der sozialdemokratischen Partei so über Nacht entrissen wurde. (Stand also etwas wie ein Schicksal über ihm?) Moderer habe auf der schon enwähnten Brücke 4 Stück Briefe „zurückgelassen“, kann man weiterlesen. Auch seinen Hut habe er vorher noch abgenommen.

1. Der erste der Briefe sei an die Oberstadthauptmannschaft gerichtet gewesen. Darin habe er ein unheilbares Leiden als Tatmotiv angegeben. Außerdem sei darin die „Bitte“ an die Polizei enthalten gewesen, von einer Obduktion Abstand zu nehmen (worüber wir im weiteren nichts mehr erfahren, auch nicht, ob sie stattgefunden hat oder nicht) und ihn ohne „religiöse Zeremonie“ zu begraben. (Was tatsäch-

lich, und zwar zum erstenmal in Temeswar, stattgefunden hat. Wie man hier noch sehen wird.) Er, Franz Moderer, würde schon selbst für sein „Seelenheil sorgen", heißt es.

2. Ein zweiter Brief, an den Gen. Franz Geistlinger (ein hoher Funktionär der südungarischen sozialdemokratischen Partei) gerichtet, sei zweifelsohne noch relevanter gewesen als der erste, offizielle. In ihm habe nämlich der Selbstmörder dem älteren Parteigenossen sein „Leid geklagt". Soviel.

3. Von einem „separaten" Brief, den wir als 3. gelten lassen müssen, da uns nicht verraten wird, ob er ebenfalls an den Gen. Geistlinger gerichtet, oder gar mit dem ersten Brief an denselben identisch gewesen sei, wird behauptet, daß er eine Beschreibung der letzten Stunde, „wie er mit der Feder in der Hand sein ganzes bisheriges Leben Revue passieren läßt und ihm all die bitteren Momente einfielen, die er durchlebt hat", enthalten habe. Für ihn hätte jedes weitere Leben seinen Reiz und Inhalt verloren, sei dort schwarz auf weiß zu lesen gewesen. Vollkommen willensunfähig geworden, habe er schließlich jedes „Vertrauen in sich selbst" verloren. Von seinen „letzten Gedanken" aber wird an gleicher Stelle berichtet, daß sie dem sozialdemokratischen Prinzipe gegolten hätten, „indem er an die Millionen Proletarier die Mahnung richtet, auszuharren im Kampfe, und sich nicht gleich ihm feige zurückzuziehen, bis eine bessere Zukunft winkt, ein wahres freies Leben heranbricht". Er soll mit den Worten „Es lebe die revolutionäre Sozialdemokratie!" geschlossen haben. (Geht er da nicht schon ein gutes Stück darüber hinaus?)

Von „unheilbarer Krankheit" also, wie im Polizeibrief, keine Rede.

4. Der 4. angekündigte Brief wird uns in der Darstellung Josef Gabriels von A bis Z verschwiegen. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß dies seine guten Gründe hat. (Hatte?)

In der Folge wird uns das Begräbnis Moderers geschildert. Seine Leiche sei Freitag in Otelek aus der Bega herausgefischt worden. (5 Tage und Nächte ist sie also diesen dreckigen Kanal hinabgeschwommen. Den Mann hat man wohl an seinem Schlips erkannt, den Hut hatte er ja schon auf der Brücke zurückgelassen: wußte er, was ihn erwartete?) Die Überführung der Leiche nach Temeswar habe auf Kosten der Kollegenschaft der Buchdrucker stattgefunden, lesen wir weiter, um „daselbst" beerdigt zu werden. Eingetroffen sei die Leiche Sonntag um 15 Uhr „und von der Schager Landstraße aus setzte sich der imposante Leichenzug nach dem Fabriker Friedhof in Bewegung". Die „Gesamtarbeiterschaft" sei von der Überführung der Leiche in Kenntnis gesetzt gewesen, infolgedessen seien „Tausende von Genossen und Genossinnen" an der bezeichneten Stelle eingetroffen, um dem „unvergeßlichen Freunde und Mitkämpfer die letzte Ehre zu erweisen"! Trotz des regnerischen Wetters.

Nun wird der Fall Franz Moderer einstimmig als „tragisch" bezeichnet. „Ergreifende Trauerreden" seien von Gen. Adolf Bauer seitens der Buchdrucker und von Gen. Dr. Otto Roth (welcher 8 Jahre später zum Regierungskommissär der „Banater Republik" ernannt werden sollte und zeitlebens unter s e i n e s g l e i c h e n als „unbescholten" galt, hauptsächlich weil er behauptete, keine Politik zu machen) seitens der sozialdemokratischen Partei gehalten worden. Die „Typographia" habe Tiefempfundenes

gesungen. Das Begräbnis sei, wie schon gesagt, ohne jedwelche rituelle Einsegnungen vor sich gegangen. Grund genug für die Betschwestern beiderlei Geschlechts, dasselbe „gar böse“ zu kommentieren. Und dies umso mehr, da vorliegender Fall als „erstes Begräbnis in Temeswar ohne geistliche Zeremonien überhaupt“ anzusehen ist.

Auf dem ganzen Weg hätten Tausende von Menschen Spalier gestanden. An dem nun offenen Grabe habe Gen. Josef Gabriel in eigener, aber dritter Person den „so tragisch geendeten Kollegen“ verabschiedet.

Es habe noch immer geregnet. Hierauf habe die Typographia einen Trauerchor angestimmt (welchen Inhalts?), worauf es noch immer geregnet habe.

Jetzt habe ein Dr. Ladislaus Lengyel eine ergreifende Rede gehalten, aber es habe nicht aufgehört zu regnen.

Sodann sei der Sarg unter den Klängen der Marseillaise in das Grab hinabgeseilt worden, aber mit dem Regen sei es nun immer schlimmer geworden. Ratlos habe nun die ganze Versammlung dagestanden, wird verschwiegen in dem Bericht.

Doch es regnete ununterbrochen. Da standen sie nun in ihren durchnäßten schwarzen Lumpen und wußten soviel wie vorher.

DER UNBESCHOLTENE
oder die
BANATER REVOLUTION UND REPUBLIK
1918

Volkskommissär Dr. Otto Roth begrüßte die Erschienenen und erklärte, daß der Banater Volksrat sich des Politisierens enthält und nur die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Approvisionierung des Banats sich zur Aufgabe stellt.

Kaum 8 Tage nach Konstituierung des Banater Volksrates wurde an Stelle des zurückgetretenen Kriegsministers Bela Linder auf Empfehlung unserer Partei der Regierungskommissär für das Banat und vormalige Generalstabschef des Temeswarer Militärkommandos Albert Bartha zum Kriegsminister ernannt, worauf die Regierung Dr. Otto Roth zum Banater Regierungskommissär ernannte, der bisher nur der erwählte Volkskommissär des Banats war.

Die Revolution war in Gefahr, durch die Plünderungen entehrt zu werden, und so wurde alles aufgeboten, um die Anarchie niederzuschlagen. Und die organisierte Arbeiterschaft leistete dabei gute Dienste; ihr war es hauptsächlich zu verdanken, daß das Vermögen der besitzenden Klasse geschützt und das Leben der Geldsackleute nicht bedroht wurde, wofür sich die Angehörigen der be-

sitzenden Klasse aber in keiner Weise erkenntlich zeigten.

Dr. Otto Roth erschien als Jurist Ende 1904 in unseren Kreisen, und als solcher war er der einzige, der an dem ominösen 21. März 1919 gegen die Einführung der Proletarierdiktatur zu sprechen und zu stimmen wagte.

Und es begann eine rohe Hetzjagd gegen all jene Personen, welche im Verdachte standen, an der kommunistischen Bewegung teilgenommen zu haben.

Er blieb aber dennoch bis heute unbescholten und unvorbestraft.

Zitiert und montiert aus: Josef Gabriel, Fünfzigjährige Geschichte der Banater Arbeiterbewegung 1870–1920, Temeswar, Buchdruckerei der Schwäbischen Verlags-Aktiengesellschaft, 1928.

Die Zitate sind wörtlich, manche jedoch gekürzt, verschiedenen Kapiteln des Buches entnommen.

EIN REICHES LEBEN
Temeswarer Monolog eines 80jährigen

Was bedeutet das Wort OPEC.

Ich muß gestern noch eine Zeitung gelesen haben. Oder vorgestern. Oder kürzlich oder so. Vielleicht ist auch das Radio schon erfunden worden, ich sollte mal mit Edison darüber sprechen. Ich weiß jetzt nicht, wer Edison ist, oder war, oder gewesen ist, aber wenn ich scharf darüber nachdenke, so glaube ich, daß ich es herausfinden könnte. Ich habe auch das Wort OPEC herausgefunden, ganz allein. Aber was es bedeutet, das weiß ich noch nicht. Vielleicht habe ich es in der Zeitung gelesen oder im Radio gehört, denn solche Wörter liest man entweder in der Zeitung oder hört sie im Radio, aber ob das Radio schon erfunden worden ist, das weiß ich augenblicklich nicht, aber die Zeitung war immer schon da. Die Zeitung ist älter als ich, ja.

Welche Zeitung. Was ist mit diesem Wort OPEC. Was ist mit diesem Edison.

Was ist mit mir. Wie heiße ich bloß.

Warum sitze ich hier nur so herum und kann nicht los. Ich möchte nicht da so herumsitzen und nicht mehr loskönnen, ich weiß nicht, wer mich da hingesetzt hat, damit ich nicht mehr wegkomme, auf diesen Stuhl, das ist vielleicht ein Lehnstuhl, auf diesen Balkon da oben, in diese kalte Sonne, mit dieser blauen Decke auf den Knien. Und bewegen kann ich mich auch nicht, wieso kann ich mich nicht bewegen. Und wieso bin ich da allein, weshalb haben sie mich alleingelassen. Wenn sie doch wissen, daß ich mich nicht bewegen kann, oder wissen sie es noch gar

nicht, wer sie. Wie bin ich da hergekommen, wer hat mich da raufgebracht, wo man diese vielen roten Dächer sieht, was ist das für eine Stadt, nein, ich träume nicht, aber es ist nicht in Ordnung, wenn einer nicht weiß, was das Wort OPEC bedeutet, sobald er es doch kennt und weiß, wie mans ausspricht, und weiß, wie es aussieht, auch geschrieben. Sogar in einer Zeitung könnte ich es mir vorstellen, das ist nicht allzuschwer, nein, gar nicht schwer ist das, auch fettgedruckt fällt es mir ganz leicht, es mir vorzustellen, auch kursiv. Was bedeutet das Wort kursiv. Das ist kein deutsches Wort. Auch das Wort OPEC ist kein deutsches Wort, auch das Wort Radio nicht und das Wort Edison und das Wort Balkon.

Warum aber stört es mich, daß das Wort kursiv kein deutsches Wort ist, und das Wort OPEC auch nicht und das Wort Edison auch nicht, genau wie die Wörter Radio und Balkon. Bin ich ein Deutscher?

Ich heiße Komarek.

Komarek?

Wieso weiß ich das plötzlich: Komarek.

Komarek: ist das ein deutsches Wort? Komarek, Komarek. Nein, das ist wohl kein deutsches Wort, aber was ist es dann für ein Wort, wenn es kein deutsches ist? Und wie heiße ich außerdem.

Wenzel, Johann, Franzjosef, Bill.

Bill.

War ich einmal in Amerika? Bin ich drüben gewesen? Was heißt hier: drüben? Bill. Billy. Vielleicht bin ich immer noch in Amerika, aber ich weiß nicht, wie diese Stadt da heißt, auf welche ich von meinem Balkon aus so leicht hinabsehen kann, nicht einmal den Kopf muß ich wenden dazu, ich weiß auch nicht, ob mir das möglich wäre, jetzt.

Verdun.

Vielleicht sollte ich rufen, um Hilfe rufen, sagen, daß ich mich nicht bewegen kann, daß ich meinen Namen vergessen habe, daß ich nicht mehr weiß, wie ich da raufgekommen bin, was das für eine Stadt ist da unten, fragen, ob es möglich ist, daß ich die Wörter OPEC, kursiv, Balkon und Verdun, Verdun? als störend empfinde, vielleicht gibt es hier Gründe dafür, ja.

Natürlich hat das alles seine Gründe.

Auch das Schicksal hat seine Ursachen, ja? Zuvor habe ich den Satz: Proletarier aller Länder, vereinigt euch, noch nicht gewußt, aber jetzt weiß ich ihn plötzlich, ohne daß ich wüßte, wie und wann er mir eingefallen ist, auch kenne ich nicht die Gründe dafür, aber ich halte es für ziemlich sicher, daß es nicht ebensogut möglich gewesen wäre, daß er mir nicht eingefallen wäre.

Einmal habe ich in einer Zeitungsredaktion gearbeitet.

Aber nicht in Amerika, glaube ich.

Sondern.

Alois. Alois Komarek. So könnte das sein, ja, warum nicht.

Aber jetzt muß ich aufs Klo und kann mich nicht bewegen, nicht einmal den Kopf kann ich ein klein wenig zur Seite drehen, wie soll ich da, wie habe ich das nur bisher geschafft, den Hintern bleischwer auf dem Stuhl, den krieg ich keinen Millimeter in die Höhe und die Zehen spüre ich gar nicht, die Finger sind klamm, doch die Hände kann ich ein klein wenig über die blaue Decke ziehen, einen Zentimeter nur, vielleicht nicht einmal soviel, aber immerhin. Wer hat mich nur in diesen rotgeblümten Bademantel gesteckt und mir diesen wollenen Schal um den Hals gebunden, da fällt mir ein, *ich weiß ja gar nicht wie ich aussehe.*

Und vielleicht heiße ich nicht Alois, sondern Hermine Komarek, fällt mir da ein, ich weiß ja gar nicht, ob ich ein Mann oder eine Frau bin, wie unsinnig, aber Kind bin ich keines, das weiß ich, wenn ich meine Hände betrachte, die kann ich ja sehen, ohne den Kopf nach vorne neigen zu müssen, aber ob das Frauen- oder Männerhände sind, diese gelben und vertrockneten Altweiberhände, das weiß ich nicht, jedenfalls müssen sie ein beträchtliches Alter haben, das sieht man ihnen an. Schmal und schlank sind sie, so sehen keine Arbeiterhände aus, unter den Nägeln ist keine Spur Schwarz zu sehen – wer putzt mir nur die Fingernägel? –, aber die Haut hängt schlottrig an ihnen herab, scheint eigentlich für viel größere Hände gemacht zu sein, sieht fast wie eine Schwimmhaut aus, konnte man meinen, wäre sie nur nicht so trocken und rissig. Wie in einem Sack müssen meine kleinen und feingliedrigen Hände da drinstecken, wie in einem Sack, sage ich, ja.

Way of life, was heißt das nur, das ist doch gar nicht deutsch, wüßte ich nur, wieso ich das weiß, von wo ich das herhabe und dann das Wort d u l g h e r, das ist doch auch nicht deutsch, oder das Wort r e m i n i s c e n ţ ă, oder r e m i n i s c e n ţ ă f a s c i s t ă, wüßte ich nur, von wo ich plötzlich all diese Wörter herhabe, was das zu bedeuten hat, was sie selbst bedeuten. Aber ich weiß das nicht, wie ich all das andere nicht weiß, nicht einmal meinen Namen weiß ich.

Hat hier jemand geschrien? Ist hier jemand? Ich hörte doch ganz deutlich, wie jemand geschrien hat. War ich es selbst? Vielleicht sollte ich versuchen zu schreien. Zu schreien. Zu schreien. Wäre es nur

nicht so trocken in meinem Mund. Die Zunge ist aufgequollen, glaube ich. Ich habe Durst. Ich möchte Wasser, Wasser, Wasser. Trinken. Ich kann nicht schreien, aber das trockene, heisere Röcheln, wenn ich es versuche, das kann ich hören. Ich weiß aber nicht, ob das eine Männer- oder eine Frauenstimme ist, nein, das kann ich nicht feststellen. Ich möchte nicht wieder husten. Wieder? Habe ich denn gehustet? Vielleicht habe ich auch Fieber, nein, ich glaube nicht, daß ich Fieber habe. Aber aufs Klo muß ich, ja. Oder wollt ihr, daß ich mich vollmache? Diese Freude werde ich euch nicht machen, nein, anscheißen werde ich mich auf keinen Fall. Soweit ist es noch nicht mit mir, niemals. Nein.

Geduld. Vielleicht handelt es sich hier überhaupt nur um Geduld. Ich werde doch nicht ewig da herumsitzen müssen. Wo nur die Anna bleibt! Sie wollte doch nur zehn Minuten wegbleiben und jetzt –. Anna? Welche Anna? Ich kenne doch gar keine Anna.

Anna, Anna.

Anna Komarek?

Einmal, das war noch in der Illegalität, wurde in der Nacht an meine Tür geklopft und Anna –

Welche Illegalität?

Heiße ich Anna? Einen Augenblick.

Die blaue Decke, dieses vielfarbig gesprenkelte Steinchenmuster.

Vielleicht sind nur meine Augen schuld, vielleicht sollte ich überhaupt wegblicken von dort, wahrscheinlich ist alles, aber auch alles, was mir da auf blauem Grund tausendfarbig vorgegaukelt wird – na ja, wegblicken kann ich jedenfalls nicht, das läßt mein steifes Genick nicht zu, glatt ausgebreitet liegt die Decke auf meinen Knien, festgeklebt, in meine Beine kann ich überhaupt keine Bewegung

bringen, der Zentimeter Spielraum meiner Hände reicht nicht aus, um sie abzuschütteln, nein.

Da hocke ich nun und glotze.

Gesichter. Hunderte, Tausende. Lange und schmale, traurig-gelbe und Pferdegesichter, Sattelnasen und frostzerfressene Ohren, kahle und zerbeulte Schädeldecken, aufgerissene Mäuler, gefletschte, defekte Zähne, etwas Rollendes und Blitzendes in den Augen. Hektische Bewegung, eins ins andere übergehend, aber tonlos, vollkommen schweigend die brüllenden Mäuler, lautlos die Schritte der Stiefel, die rauchenden Kanonen bleiben ruckartig stumm, unhörbares Pferdegewieher, ein Haus fliegt still in die Luft, in aller Ruhe wird irgendjemand von einer Granate in Stücke zerfetzt. Lächerlich, anmaßend, dumm. Das waren doch gar nicht meine Worte. Waren das Worte? Nein, das waren überhaupt keine Worte.

Ein Schneefeld, eine Fußspur.

Ich, ein Schatten.

Nacht. Ein Feuer.

Als wir erwachten waren wir eingeschneit.

Nein, sagte ich. Ich gehe nicht weiter.

Ich kauerte in dem Loch, das wir tags zuvor in den Schnee gehackt hatten, und rührte mich nicht.

Aber sie werden dich finden, hier, sagte Klaus und blickte mitleidig auf mich herab.

Ich habe keine Äugst, sagte ich trotzig.

Bolschewik, zischte er.

Desto besser, sagte ich. Sie sind ja *auch* Kommunisten. Ich werde hier auf sie warten. Ja, ich werde warten.

Du willst desertieren, hustete er in den Schnee. Na schön.

Er zog seine Pistole und erschoß mich, ohne mit der Wimper zu zucken. Ich spürte noch den ver-

harschten Schnee an meiner Stirn. Jetzt wälze ich mich schwerfällig auf der blauen Decke herum.

Ich?

Nein, sagte er. Ich gehe nicht weiter.

Er kauerte in dem Loch, das wir tags zuvor in den verharschten Schnee gehackt hatten und rührte sich nicht.

Aber sie werden dich finden hier, sagte ich und blickte mitleidig auf ihn hinab.

Ich habe keine Angst, sagte er trotzig.

Bolschewik, zischte ich.

Desto besser, sagte er. Sie sind ja *auch* Kommunisten. Ich werde hier auf sie warten. Ja, ich werde hier auf sie warten.

Du willst desertieren, hustete ich in den Schnee. Na schön.

Ich zog meine Pistole und erschoß ihn, ohne mit der Wimper zu zucken. Jetzt wälzt er sich schwerfällig auf der blauen Decke herum.

Klaus, flüstere ich heiser und höre noch immer nicht, ob das eine Männer- oder eine Frauenstimme ist. Klaus, sage ich, erkennst du mich nicht.

Er schüttelt den Kopf, ausdruckslos, gelangweilt. Hinzu kommt, daß er mir plötzlich in voller Größe gegenübersteht.

Ich habe keine Angst, sage ich rauh. Ich weiß bloß nicht, wie ich heiße. Und wo wir uns in diesem Augenblick befinden.

FAMILY

ich lag neben meiner frau auf der gelben kamelhaardecke die ein hochzeitsgeschenk meines in australien lebenden onkels ist und schob die patrone in den lauf des karabiners ich legte das gewehr an und zielte auf den kopf des mannes der uns als zielscheibe diente der mann war aus brauner pappe ich spannte den hahn soweit an bis ich den widerstand spürte und drückte ab

meine frau lachte spitz

schau her sagte sie und drückte ihr gewehr an die schulter sie lag auf dem bauch den körper leicht nach links gedreht den linken ellbogen im rechten winkel auf den sandsack gestützt den Zeigefinger der rechten hand um den abzugshahn gekrümmt alles an ihr war erwartung und vorschrift

NOTDICHTER 1937

Stefan Sziveri, Unterlehrer, Freizeitdichter, zwei-drei Stücke volkstümlichen Charakters für Schulfeste, etliche Land- und Feldidyllen, nur wenige unter fremdem Namen in irgendwelchen verschollenen Provinzblättern abgedruckt, heute kaum noch nachweisbar, Stefan Sziveri, Dorfschullehrer in schlechter Zeit; ein bekanntes Thema.

Man weiß, wie man sich da zu stellen hat.

Aber wie soll man sich zu einem Dorfschullehrer stellen, der so etwas Unerhörtes wie eine eigene, niedagewesene Sprache erfindet? Sich nicht damit begnügt, seine bis dahin geschriebenen Sachen umzudichten, seine neuen direkt in dieser erschreckenden Sprache niederzuschreiben, nächtlicherweise Monologe zu führen, hie und da bei Tisch eine seiner unergründlichen Reden zu halten, ohne dabei auch nur ein einziges Wort über ihren Sinn zu verlieren, sondern die Dinge soweit auf die Spitze treibt, daß er eines Tages seinen Schülern einen endlosen Geschichtsvortrag hält, von welchem keines der Kinder auch nur ein einziges Wort versteht, was ihn aber nicht daran hindert, dieselben zum eifrigen Mitschreiben aufzufordern.

Wie stellt man sich zu einem solchen Dorfschullehrer, der letzten Endes kein einziges Wort mehr in seiner deutschen Muttersprache verliert, auf Fragen mit seinem unverständlichen Kauderwelsch reagiert, keine Zeitungen mehr liest, sondern selbst welche verfaßt, Verordnungen, die Schule betreffend, augenblicklich übersetzt, unlesbare Briefe in übertriebener Anzahl an unbekannte Adressen

verschickt, gelegentlich der zweiten Jahrhundertfeier seit der Grundsteinlegung seines Heimatdorfes mit Ellenbogengewalt das Rednerpult besteigt, einen würdigen, bärtigen Stadtprofessor mitten in einer pathetischen Armbewegung zur Seite stößt, um anschließend, fauchend und spuckend, eine seiner mittlerweile schon berühmten Reden auf das Festpublikum niederzuschmettern, so daß man ihn letzten Endes, gefesselt und geknebelt, zur Gendarmerie bringen muß?

Vor allem streicht man einen solchen Dorfschullehrer von der Angestelltenliste. Soll er sich doch anderweitig umsehen, der Spielverderber.

Sodann bringt man ihn, wenn man sein Nachbar ist und Pferd und Wagen besitzt, und man besitzt das noch, in eine städtische Klinik, deren Adresse einem der Herr Apotheker Wacholder zugeflüstert hat, wo aber Stefan Sziveri ein so reines und fließendes Hochdeutsch spricht, daß selbst diese weißbärtigen Ärzte staunen, und außerdem so vernünftig und sympathisch tut, daß man überrascht und beschämt, ohne sich auch nur einen einzigen städtischen Schnaps einverleibt zu haben, einspannt und unverrichteterdinge die staubige, glühende Chaussee entlang nach Hause trabt.

Drittens und wichtigstens aber erklärt man in aller Öffentlichkeit einen solchen Dorfschullehrer für irrsinnig, wahnsinnig, übergeschnappt, und falls man Ortsrichter Müller ist und zweieinhalb Semester Heidelberg hat, für schizophren, was man dann dem guten Volk zuliebe mit Größenwahn übersetzt, und sei dies nur, um nicht mehr allzuviel an diesem Stefan Sziveri herumrätseln zu müssen.

Damit man also seine gute Ruhe hat.

Außerdem kann man über einen solchen Dorfschullehrer eine Geschichte schreiben.

Da kann man aus Gründen, die vorläufig noch gar nicht auf der Hand liegen, vorteilhaft mit Maria beginnen. Aber Maria ist erst noch zu suchen, wenn man mit ihr beginnen will. Begeben wir uns also auf die Straße. Da wäre mal die Kirche. Die hat einen hohen, spitzen Turm, der bald draufgehen wird, aber vorläufig bohrt er sich noch symbolkräftig in den berühmten blauen Himmel. Ansonsten ist sie weiß, über der Tür ein Datum, nur schwer erkennbar. Da ist Maria nicht drin, da müssen wir erst gar nicht die schwere Eichentür mit allerlei Eisenbeschlägen aufstoßen.

Hier ist das Schulgebäude. Da ist Maria nun auch nicht drin, obwohl sie eigentlich da sein müßte mit ihren dreizehn Jahren. Vermuten wir also vorläufig in Maria eine Art Privatschülerin des Unterlehrers Stefan Sziveri, seine einzige Schülerin, vielleicht.

Dort drüben ist Wendling. Schnitt- und Kurzwaren. Und andere Waren. Da gehen wir also mal rein. Guten Tag, Herr Wendling. Warum es hier nur so stickig ist, denken wir beiläufig. Was wollen Sie, wird da von unbekannter Stimme gefragt. Wir sagen, was wir wollen. Herr Wendling ist heute nacht abgereist, wird da gesagt, und jetzt wissen wir auch, daß Herr Wendling Jude ist. Oder war. Oder gewesen sein wird, vielleicht. Da sagen wir nur Auf Wiedersehen, und draußen lassen wir uns zuerst von der Sonne überfallen, woraus auf Hochsommer zu schließen ist.

Um das zu illustrieren, stellen wir jetzt einen riesigen Heuwagen mit einem pfeifenrauchenden Mittelbauern obendrauf auf die verstaubte Dorfstraße. Und sagen: Dieser hier steht stellvertretend da.

Doch sehen wir uns nach diesen schwitzenden Leuten um: Nichts Nennenswertes, müssen wir schon zugeben. Vor dem Wirtshaus, auf den Trep-

penabsätzen, hocken so einige herum. Eine grüne, dickbäuchige Flasche geht da um. Um und um. Grün und dickbäuchig. Auch eine Ziehharmonika hängt da an nackter, schwarzer Brust. Die spielt jetzt. Ein Weib ist wie besessen darauf, sein Kleid übers Knie heraufzuziehen, einer schlägt ihm auf die dreckigen Finger, das Weib lacht spitz. Dann beginnt es zu singen, hat eine tiefe, grobe Stimme, dann hat es sich verschluckt und muß husten. Zwischendurch hat es nun doch das Kleid gehoben und einer schaut hin und sagt seelenruhig und fremdsprachig Hure oder so etwas, und bevor er aufsteht, hat er ausgespuckt, doch dann setzt er sich wieder.

Dieses Volk, müßte Unterlehrer a.D. Stefan Sziveri jetzt sagen, wenn er nicht Unterlehrer a.D. Stefan Sziveri wär.

Mir Daitsche, sagt Venka, das ist einer von denen und klopft Stefan Sziveri auf die Schulter, und somit hätten wir also Stefan und Maria noch immer nicht.

Verfolgen wir also Stefan.

Es ist nicht nötig, zu beschreiben, wie einer in ein Wirtshaus geht. Stefan ist unbeschrieben ins Wirtshaus gegangen.

Haben wir doch alles getan für dich, sagt Gemeindenotär Adam Adam.

Hat er doch Frau und Kind, sagt Richter Müller.

Hättest doch nicht nötig gehabt, sagt Leichenbestattungsvereinspräses Schäfer.

Sie sind doch ein Deutscher, sagt dieser fremde Doktor nun und denkt an die Nation, womöglich.

Und ein Schwabe, wird da noch hinzugefügt, als sollte etwas in ein besonderes Licht gerückt werden.

Wer kennt das nicht alles.

Na also.

Was also?

Stefan Sziveri hat eben von seiner Behörde sein Deutschtum bescheinigt bekommen, da haben wir zugehört.

Jetzt sagt er, und wie er beginnt zu sagen, ist seine Stimme ganz hoch oben, und wie er aufhört zu sagen, ist sie ganz tief unten, so daß man fast eine Verbeugung machen muß, um ihn noch zu hören. Da gibt es, für uns nicht mehr ganz überraschend, folgendes zu hören: Iwak bliff vora völuspech nagad awam lupen lax marko sowi gad aschall.

Und weg ist er.

Das müsse man eigentlich beschreiben, wie einer so plötzlich weg ist, hier.

Saukerl, sagt dieser Doktor, der eben aus dem Reich gekommen ist, was der nur möchte, hier.

Schweinskerl, sagt Gemeindenotär Adam Adam und scheint sehr zufrieden mit sich.

Die anderen nicken heftig. Kantorlehrer Weidmann steht auf dem Tisch und will ein Lied anstimmen, ein vaterländisches, vielleicht, warten wir mal.

Sollte man eigentlich auch beschreiben, wie einer so ein vaterländisches Lied anstimmt.

Saufen Sie nicht soviel, sagt dieser Doktor jetzt, und da sind wir auch schon um unser Vergnügen gebracht.

Und Stefan? Und Maria?

Stefan ist jetzt bei Maria, das heißt in der Hütte von Marias Eltern. Sollen wir jetzt diese Hütte beschreiben?

Fast würde es sich auszahlen. Wir sagen aber nur: Diese Hütte steht irgendwo draußen am Dorfrand, da gibt es noch mehrere solcher Hütten. Darin wohnen, riskieren wir's doch, Taglöhner, die sind jetzt nicht da, was nicht weiter verwunderlich ist. Auch einen Teich gibt es hier, mit Schilf und Fröschen und so, der wird noch eine Rolle spielen.

Da hätten wir endlich auch Maria, wieder etwas zu beschreiben, das heißt, Marias Körper wäre da zu beschreiben, schon mal wegen diesen dreizehn Jahren, die wir ihr vorhin zugemutet haben. Da kommt uns aber Maria zu Hilfe, sie zieht sich die abgenutzte Bettdecke über den Kopf, so daß wir uns für einen Augenblick mit ihrem kecken, hellen, durch die Decke etwas gedämpften Lachen begnügen müssen.

Warum lacht Maria?

Sehen wir uns um. Stefan steht da, wir sagen vorsichtig: Er ist schon angezogen. Hält ein Papier in der Hand, liest etwas vor.

Vamba rig emba i koma vanu sipp san awga ebla sen.

Und so weiter.

Deshalb lacht also Maria. Da sagen wir nun: Du hast leicht lachen, Maria. Stefan ist nicht so, Stefan weiß, daß Maria leicht lachen hat. Vorläufig. Jetzt. In diesem Augenblick.

Da geht er zuerst einmal nach Hause.

Da steht seine Frau in der Tür. Und hat rote Augen. Wie auch nicht.

Sein Hund bellt nicht, der kennt ihn ja. Der ist nicht so, iwo belömenka, ruft ihm Stefan zu, da wackelt er mit dem Schwanz.

Wir haben nichts für die Miete, sagt die Frau.

Ablaff wako rah, sagt Stefan,

Wir müssen da raus, wenn wir nicht, sagt sie.

Awasch, sagt er.

Aber wohin, sagt sie.

Ak sama, sagt er.

Das Kind. Wobla wumm, sagt es. Wirru sem, sagt er. Das Kind lächelt nur schwach.

Da geht er. Da ist er schon gegangen. Nicht einmal Staub hat er aufgewirbelt, wie er gegangen ist. Der Wind sagt wsiff schih leh, da wiederholt er

das. Da sagt er es noch einmal, der Wind sagt was anderes, eine Krähe ist plötzlich da, die sagt auch etwas, die Frösche draußen im Teich schweigen jetzt, da fährt der Zug vorbei, der sagt eine ganze Menge und dann ist er draußen aus dem Dorf, und jetzt ist auch der Mond da und die Grillen, und er stellt sich auf einen Stein und hält eine lange Rede, da wirft ihn niemand runter von seinem Stein, nicht einmal die Wolken, die jetzt ganz tief liegen, vielleicht wird es regnen.

Am Teich: Maria im Regen. Dorfidylle, mal abwarten.

Mit ihr geht das alles wortlos. Hier im Regen. Die fragt nicht von wo die Miete, wenn sie fragte, würde sie fragen de unde chiria, die fragt aber nicht, die ist wie der Wind, man kann sich einreden, daß sie wie der Wind ist, man kann das schon, mit Maria.

Da sagt sie aber: Au aflat părinţii, was für manche mal wieder nach Fremdsprache aussehen dürfte, so daß wir hier gleich die Übersetzung beigeben: Die Eltern haben es erfahren, bitteschön.

Stefan greift nach seinen Kleidern, wieder einmal.

Und hat eine Idee. So plötzlich hat einer eine Idee. Jetzt geht er schon die Landstraße entlang. Wenn wir eine Taschenlampe dabei hätten, könnten wir ihn anleuchten und fragen „wohin?“. Jetzt ist er schon im Dorf. Es regnet nicht mehr. Es ist dunkel. Er geht. Es ist gut für Stefans Idee, daß es dunkel ist, das müssen wir schon sagen.

Vor dem Gemeindehaus bleibt er stehen. Greift in die Rocktasche, da ist ein Zettel. Das Haus hat zwei Fenster, nur eins ist beleuchtet, schwacher Ölfunzelschein. An das andere, das dunkle, klebt Stefan seinen Zettel. Mit Spucke, wird schon halten eine Weile. Wenn wir jetzt eine Taschenlampe hätten, könnten wir lesen. Awell hama wellek ibs saffa

sork, z. B. Die anderen werden es morgen lesen. Welche anderen?

Was hast du gemacht, Stefan Sziveri?

Heute bellt auch sein Hund, wieso bellt heute sein Hund?

Da ist Richter Müller. Da wartet Gendarm Wengritzki. Die hätten doch erst morgen da sein müssen, eigentlich.

Maria, sagt Richter Müller. Wir sind ein unberührtes Dorf, fast unberührt, sogar dieser Doktor sagt das. Was der wohl damit sagen will, dieser Richter Müller?

O iubesc, sagt Stefan plötzlich und erschrickt ein wenig.

Es ist wünschenswert, daß wir ein deutsches Dorf bleiben, sagt Richter Müller, auch dieser Doktor meint das. Also das wollte er damit sagen, dieser Richter Müller.

An den Strohhut getippt, der andre räuspert sich, weggegangen. Alle wissen es schon, sagt die Frau, greift sich an den Kopf und rennt ins Haus.

In dieser Nacht brennt die Hütte von Marias Eltern ab. Diesen Satz kann man wohl nicht anders sagen.

Ist er aber denkbar, dieser SATZ?

Rückblickend, ja.

Ja.

Folglich: Sie konnten noch raus, man kann sie auch ohne Taschenlampe sehen, sie sind nicht ganz nackt, man muß nicht wegschauen.

Da ist der Vater.

Da die Mutter.

Da Maria.

Das war eine Familie, vielleicht.

Was ist das, jetzt?

Der Vater geht auf Maria zu, sagt nichts, sieht nicht einmal aufgeregt aus. Schlägt auf sie ein,

langsam, überlegt. Hört erst auf, wie sie schon auf der Erde liegt. Da wird nicht geweint, aus der Nase kommt Blut, das andere sieht man nicht.

Wbluwu ramblo wo, röchelt sie.

Zum erstenmal in dieser Geschichte muß hier also geröchelt werden. Wir wissen warum, rückblickend.

Sie ist noch nicht tot, vielleicht wird sie auch nicht sterben, gehen wir.

Lassen wir sie Stefans Sprache lernen, während sie röchelt, ist sie eine gute Schülerin, vielleicht. Es gibt hier eine Menge von Dingen zu lernen, Maria: Du bist in eine lehrreiche Situation geraten.

Und nun, Stefan Sziveri?

Jetzt kannst auch du gehen, morgen werden sie deinen Zettel entdecken, oder sollen wir ihn Flugzettel nennen?

Nennen wir ihn Flugzettel.

Sie können dir nichts anhängen, es gibt eigentlich keinen Paragraphen für dich, aber sie werden dir nicht weiter zusehen, so. Die kennen wir doch, du wirst sie schon noch kennenlernen.

Denk an Maria. Sie war wie der Wind, es war nicht schwer, sich das einzureden, und jetzt siehst du das da.

Es war wirklich nicht schwer, aber wohin hat es geführt, Stefan Sziveri?

Du kannst nicht mehr bleiben. Geh. Du wirst nicht weitkommen, aber geh.

Da geht er.

Jetzt brauchen wir keine Taschenlampe mehr, wir wissen, wo er hingeht. Und außerdem ist der Mond noch da: Er geht an den Teich, also. Da regnet es nicht einmal. Die Frösche sind aber da. Man kann sprechen mit ihnen, wenn man Stefan Sziveri heißt. Man spricht mit ihnen. Man weiß, daß man nicht mehr auf Maria zu warten braucht. Man kann weitergehen. Man geht weiter. Da geht man quer-

feldein, hört den Grillen zu, dann kommt der Wind, dann kommt er wieder, man kann sprechen mit ihm.

Es ist niemand hier mit einer Taschenlampe, wenn man müde ist, legt man sich ins Gras, gibt jedem Halm um sich herum einen Namen, man hat Zeit dazu, und man weiß, wo man schläft.

Dann wacht man auf und hat eine Idee.

Auch in den Nachbardörfern gibt es Gemeindehäuser. So lautet diese Idee. Da weiß man also schon, wie das weitergehen soll.

Da zählt man seine Zettel, nennen wir sie Flugzettel, sieben sind das noch, sieben Nächte also, eine Woche also. Jetzt kann man losgehen, jetzt weiß man, wohin.

Da geht man also. Da gehst du also, Stefan Sziveri.

Sieben Dörfer willst du erobern mit deiner ungeduldigen Sprache, eine märchenhafte Zahl. Und du weißt, daß sie dir auf den Fersen sind, obwohl es eigentlich keinen Paragraphen gibt für dich. Macht nichts, Stefan Sziveri, sie werden einen machen, für dich. Wenn einer noch nach dir kommt, werden sie ihn schon haben. Es wird schneller gehen mit dem, der nach dir kommt, man kennt ihn schon. Du hast es also noch leicht, geh los, Stefan Sziveri.

Da zählt einer also die Nachte nach den Dörfern. Wer jetzt eine Taschenlampe hat, der soll sie verstecken, wenn er nicht zum Mörder werden will. Stefan Sziveri braucht jetzt keine Taschenlampe.

Sollen wir jetzt den Hunger beschreiben?

Den Durst?

Stefans zerschlissene Kleidung?

Seine zerrauften Haare?

Die Augen?

Sollen wir sagen, daß er müde ist?

Er ist nicht müde, er spürt nichts davon. Er geht. Während er geht, spricht er. Wenn es donnert, spricht er mit dem Donner. Wenn es regnet, mit

dem Regen. Ansonsten mit den Grillen. Er kann jetzt mit allen sprechen. So einer ist also dieser Unterlehrer a. D. Stefan Sziveri. Oder sollen wir ihn Dichter nennen?

Nennen wir ihn Dichter.

Vielleicht Notdichter, aber Dichter jedenfalls.

Mit den Dingen macht er es mündlich, mit den Menschen schriftlich aus, weil man da unterschreiben kann, zum Beispiel.

Dabei läuft seine Uhr von sieben auf eins. Was ist das für eine Uhr, die von sieben auf eins läuft? Bleibt die dann stehen?

Vorläufig läuft sie noch.

Dein Atem geht noch regelmäßig, jetzt.

Der Regen stört dich noch nicht besonders.

Von den Fußstapfen im Schlamm, zwischen Hügel und Hügel, zwischen Dorf und Dorf, weißt du noch, daß es deine sind.

Du weißt noch, woher du kommst und wohin du gehst. Du weißt also noch eine Menge von Dingen, Stefan.

Morgen wird deine Uhr abgelaufen sein, sie haben dich nicht erwischt, du hast Glück gehabt, Stefan Sziveri. Es ist keiner mit einer Taschenlampe gekommen, du hast dein Geschäft siebenmal in Ruhe erledigt.

Und jetzt stehst du da, einer, der fertig ist.

Du brauchst nicht ungeduldig zu werden, sie kommen schon, wenn nicht in dieser Nacht, so in der nächsten, sie kommen gewiß, du brauchst jetzt keine Angst mehr zu haben.

Sie lassen dich nicht hier auf deinem Stein stehen, allein. Du kannst ruhig weiterreden, sprich, Stefan. Lauter, so laut du nur willst, du hast Schluß gemacht jetzt, da dürfen dich alle hören. Mit Maria ist sowieso nichts mehr los, denk bloß nicht mehr an sie.

Siehst du, Stefan, da sind sie schon. Haben auch Hunde dabei und einen Leiterwagen, siehst du, wie wichtig du ihnen geworden bist.

Du kannst zufrieden sein, jetzt, da sind sie ja.

Sogar dieser Doktor ist da, und Ziegeleidirektor Wilhelm Habe, den kennst du noch gar nicht, und dort steht Gendarm Wengritzki.

Und die anderen Gendarmen, die berittenen.

Siehst du, Stefan, wie ernst sie dich genommen haben mit deinen langen Reden.

Frag sie nicht nach Maria.

Deine Frau ist auch da, du mußt jetzt nicht sprechen mit ihr.

Aber frag sie nicht nach Maria.

Frag sie nach dem Paragraphen, nur so.

Da werden sie nichts sagen, aber frag sie.

Jetzt kommt Gendarm Wengritzki. Hat der nicht eben noch was in den Bart gebrummt? Hat er nicht eben noch gesagt, den da rühr ich nicht an, sieht ja aus wie ein Heiliger?

Du hast Eindruck gemacht mit deiner Rede, sprich weiter.

Sollen sie dich doch in den Wagen heben. Sollen sie doch losfahren.

Es ist, als ob du hierbleiben würdest. Es ist schon gut so.

Aber frag sie nicht nach Maria.

Nach Maria werden andere fragen.

Sag, sie sollen ihre Taschenlampen aus deinem Gesicht wegnehmen.

Sag es, sie nehmen sie ja doch nicht weg.

Sag was, Stefan Sziveri.

KLEINE GESCHICHTE

Den Erzählungen meiner Eltern ist zu entnehmen, daß ich am späten Abend in einer Art schilfgedeckter Erdhütte geboren wurde. Im Zimmer befand sich das Wichtigste. Draußen hatten die Leute tagsüber Tunnels in den mannhohen Schnee geschaufelt, mittlerweile hatte sie aber der Sturm schon wieder zusammengewirbelt. Hebamme war keine da. Im allerletzten Moment ist sie dann doch erschienen. Kilometerweit hatte sie mein Vater auf seinem eigenen Rücken durch das Schneegestöber herangeschleppt. Ihre Geburtshilfe ließ sie sich dann auch noch bezahlen. Bevor sie gegangen war, hatten ihr meine Eltern womöglich angesehen, daß sie keinesfalls geneigt schien, mir irgendwelche Überlebenschancen einzuräumen. Es stürmte bis zum Morgen, aber der Morgen brachte das Übliche. Fast zwei Jahre noch brachte der Morgen immer wieder das Übliche.

Ich erblickte am 17. März des Jahres 1953 in dem Weiler Movila Gîldăului das Licht des Bărăgans. Alles andere erfuhr ich aus Büchern und aus Zeitungen: die Fehler, die Zufälle. Ich habe vieles begriffen, nicht aber meine Eltern.

Sie, die ihre Erinnerungen haben, fragen immer noch: warum?

Erklärt ihr es ihnen, sie könnten ansonsten noch einen Irrtum mit ins Grab nehmen. (Es wäre der einzige nicht, aber es wäre um einer mehr.)

Jetzt, wo sich im Zimmer schon etwas mehr als das Wichtigste befindet. Sogar eine Schreibmaschine steht da. Zum Abstottern der letzten Raten.

DER EINFALL DER TÜRKEN IN MITTELEUROPA
Eine abenteuergeschickte in h. c. artmanns art & weise

Wer unsere Ostkarpaten etwas näher kennt, der wird sich wohl einer besonders beeindruckenden stelle, welche hoch oben, zwischen zinnen, die in bläulichem dunste zu verschwinden drohen, gelegen, nur schwer und auf verschlungenen pfaden zugänglich, den wanderer jedoch mit einem einmaligen ausblicke belohnt, entsinnen können. Ein ganzes meer – man kann das nicht anders nennen – von felsigen gipfeln und kuppen, von steilen schluchten und in nebel gehüllten nadelwäldern, die bis an den äußersten rand der abgründe herankriechen, mal dicht und undurchdringlich, mal struppig und schütter dastehen, wird plötzlich dem überraschten, von der anstrengung des weges noch etwas getrübten blicke, freigegeben. Ergriffen von der schönheit und größe der von menschenhand bislang noch unberührten natur, hält der einsame wanderer inne. Tief atmet er die frische, wohlduftende luft ein. Ein wolkenfreier himmel überläßt es der glühenden sonne, dieses ganze erhebende panorama in ein verklärendes, goldenes licht zu hüllen.

Eben dieser, nur eingeweihten bekannten stelle – das wohlgehütete geheimnis besonders hartnäckiger freunde der natur also – näherte sich ein noch junger engländer. Sein kräftiger, sportlich gebauter körper gestattete ihm, rüstig auszuschreiten. Sein gesicht war eher oval als rundlich zu nennen. Buschige, strohblonde augenbrauen – sein kopfhaar war von derselben farbe – konnten nur schlecht das von unternehmungsgeist und jugendlichem eifer

zeugende blitzen seiner blauen augen verbergen. Sein glattrasiertes, energisches kinn hatte einen bläulichen glänz. Gekleidet war unser junger held gewinnend einfach. Einzig und allein eine blaue cordhose und ein rotes, großkariertes hemd bedeckten seinen, wie gesagt, von kraft strotzenden, beneidenswert jugendlichen körper. Wie soviele seines alters, trug er keinerlei kopfbedeckung, und seine fuße steckten lediglich in einem paar einfacher riemensandalen. Auf den rücken jedoch hatte er einen riesigen, vom vielen tragen schon etwas abgewetzten rucksack geschnallt, welcher wohl ein zelt, eine luftmatratze, kochgeräte, sowie einige nahrungsmittel beinhalten mochte: eben das allernotwendigste, dessen der mensch zum übernachten unter freiem himmel bedarf.

George Ramses Thompson jr., denn dies war der name des jungen engländers, entstammte einem alten adelsgeschlechte aus Wales. Jedoch sein großvater schon hatte, nachdem er auf all seine titel verzichtet, in Birmingham den grundstein zu einer papierfabrik gelegt, welche unter der umsichtigen führung des vaters George Ramses Thompson sr. beträchtlich erweitert, von dem söhne eines tages zu voller blüte geführt werden sollte. Vorläufig war dieser aber noch mit seinem studium beschäftigt, das ihn zur übernahme der fabrik befähigen sollte. Er studierte in Oxford die rechte, in Harvard die ökonomie, und in Paris, einer alten familienneigung folgend, die völkergeschichte. Seine dissertation beabsichtigte er über die gründe und ursachen zu schreiben, die es bis ins neunzehnte jahrhundert hinein der türkischen weitmacht verwehrt hatten, nach Mitteleuropa vorzustoßen. Er hatte da einige, wie es ihm schien, originelle ideen im kopf, und eben zu deren überprüfung hatte er diese reise, die ihn vorläufig in unsere Ostkarpaten geführt, ange-

treten. Auf diesem, lange zeit von der türkischen macht besetzten, historischen boden gedachte er sein trockenes wissen über die türkenkriege durch eigene anschauung der stätten, wo sie stattgefunden, etwas aufzulockern.

Wie gesagt, näherte er sich eben jener, nur wenigen bekannten stelle, die einen einmaligen ausblick auf die berge und schluchten der Umgebung bietet. Der nachsichtige leser möge jedoch seiner enttäuschung einstweilen einhalt gebieten, wenn George Ramses Thompson jr. in diesem augenblick plötzlich auf einem nur wenige fuß unterhalb jener vielgerühmten stelle sich abzweigenden seitenpfade ganz unerwartet im dichten buschwerk verschwindet. Zur beruhigung muß gesagt werden, daß er damit durchaus nichts unvorhergesehenes begangen, was den leser in die irre führen könnte, sondern daß er genau den weg eingeschlagen hat, den er sich von aller anfange an zu befolgen vorgenommen hatte. Doch sei uns, an diesem entscheidenden punkte unserer geschichte angelangt, ein kurzer rückblick gestattet.

Es ging nämlich in der schutzhütte, wo er gewöhnlich zu übernachten pflegte, die wundersame sage von einem anscheinend ganz in der nähe gelegenen sogenannten Totensee um. Viele, hieß es, seien schon aufgebrochen dorthin, das geheimnis zu ergründen, wenige jedoch, bleich und stumm, zurückgekehrt. Um nichts in der welt hätten sie ein wort darüber verlauten lassen, was ihnen an dem geheimnisumwitterten see zugestoßen sei. Einzig und allein deuteten sie an, daß dieser, der see, in Wirklichkeit keineswegs Totensee heiße, sondern einen ganz anderen, ungleich schrecklicheren namen trage. Diesen jedoch hüteten sie sich zu verraten. Die sage ging von wasserweibern, riesigen schwarzen vögeln, die einen im nu zerfleischten; ein urzeitliches monstrum, das seit

menschengedenken im schlamme des sees logieren sollte, wollte man in besonders sternenhellen nächten selbst bis hierher, zur schutzhütte, brüllen gehört haben. Seltener und kaum beachtet, tauchte auch das gerücht auf, daß in den dichten wald, in dessen mitte der see lag, sich ein berüchtigter und weit über die grenzen Europas hinaus bekannter moldauischer fürst zurückgezogen hätte. Das sollte schon vor vielen jahrhunderten geschehen sein, doch das totenheer, das den fürsten immer noch treu umgab, hieß es, sei gefährlich wie ehedem.

Man kann sich unschwer vorstellen, wie sehr alldies unseren wackeren, studierten und zudem noch weitgereisten jungen helden fürs erste einmal langeweilte. Er hatte im Kaukasus unzählige solche und ähnliche legenden gehört, die sich aber stets bei näherem hinsehen als leeres gerede erwiesen hatten. Irgendwo in Lateinamerika, er wußte selbst nicht mehr genau wo, hatte er sich sogar selbst einmal dazu überreden lassen, an einer expedition, die ein ähnliches geheimnis ergründen sollte, teilzunehmen. Damals waren sie nach endlosen tagen des ergebnislosen umherirrens im dschungel des regenwaldes müde und erschöpft zurückgekehrt. Doch waren sie auch reichlich ernüchtert. Seitdem vermochte er über derlei gerüchte nichts anderes als überlegen zu lächeln. Es sollte aber anders kommen.

Unserem jungen helden war es nämlich eines abends, als er etwas mehr als gewöhnlich getrunken hatte und infolgedessen leichter von seinen durch eindeutige erfahrungen gewonnenen Vorurteilen abzusehen vermochte, allerdings entgegen seinen erwartungen gelungen, sich mittels einer flasche kognaks der marke Napoleon in den besitz des wahren, tatsächlichen namens des totensees zu bringen.

Rein zufällig hatte er sich im speisesaal an den tisch dieses mysteriösen einheimischen gesetzt, dessen alter niemandem, wahrscheinlich auch ihm selbst nicht bekannt zu sein schien, und welcher, aus gott weiß welchen gründen, hin und wieder in der schutzhütte aufzukreuzen pflegte. Sommer wie winter hatte er einen dicken, offensichtlich doppelten schafspelz um die schultern geworfen. Womit er sich jedoch beschäftigte, wußte niemand. Er selbst sprach nie darüber, wie er sich auch sonst mit niemand zu unterhalten pflegte. Seinen namen kannte ebenfalls keiner.

George Ramses saß schweigend hinter seinem glas. Der andere hatte, wie gewöhnlich, eine flasche mineralwasser vor sich stehen, woraus er in großen abständen einen kräftigen schluck tat. Plötzlich erkundigte er sich ziemlich mürrisch, was er denn unternehmen müsse, um in den besitz einer ganzen flasche des getränkes zu gelangen, welches George Ramses im betreffenden augenblick eben mit leichtem ekel zu schlürfen beliebte. (Ich muß das wohl wissen, denn ich saß in diesem moment George Ramses als dolmetscher zur seite, wie ich überhaupt unseren jungen engländer während seiner ganzen reise durch die Ostkarpaten in dieser eigenschaft begleitet habe.)

Doch weiter. George Ramses, aus seinen verwickelten gedankengängen derart plötzlich aufgeschreckt, antwortete dennoch schlagfertig: Nennen sie mir den wahren namen des totensees.

Warum er diese frage gestellt hatte, wußte er im augenblick wahrscheinlich selbst nicht. Vielleicht tat er es lediglich, um sich durch ein gespräch mit diesem seltsamen menschen ein wenig die langeweile zu vertreiben, vielleicht aber auch, um mit der begehrten kenntnis des namens des sees vor den anderen reisenden auftrumpfen zu können, welche

Überheblichkeit seinem wesen zwar fremd war, wogegen, er ein mensch wie wir alle, in augenblicken der schwäche jedoch vergebens ankämpfen mochte.

Kurzum, der alte rückte, ohne davon viel aufhebens zu machen, mit dem namen heraus. Der see heiße Türkensee, sagte er knurrend.

Man kann sich leicht vorstellen, in welche aufregung unser junger historiker durch diese enthüllung versetzt wurde. Schlagartig war sein ganzes interesse geweckt. Mit bebender stimme erkundigte er sich nach dem ursprung der bezeichnung, nach den umständen, unter welchen sie zustandegekommen, nach den gründen, aus welchen sie zum geheimnis geworden. Doch der alte hatte sich in tiefstes schweigen gehüllt, kein laut mehr war aus ihm herauszubekommen. Nur noch einmal öffnete er seinen zahnlosen mund, und dies lediglich, um unseren zerstreuten wissenschaftler an sein versprechen zu erinnern. George Ramses kaufte die flasche, wortlos steckte sie der alte unter seinen pelz und aufrechter haltung schritt er davon.

Unseres jungen forschungsreisenden hatte sich eine art fieberzustand bemächtigt. Stundenlang ging er in seinem zimmer auf und ab, er aß wenig, schlief kaum. Seine augen lagen schwarz und tief in den höhlen, seine gesichtshaut bekam eine gelbliche, ungesunde färbe. In kürzester zeit war er zusehends abgemagert. In seinen seltenen ruhestunden konnte man ihn im traum schreien hören, manchmal durchwanderte er wie ein Schlafwandler die ganze hütte, glaubte plötzlich in einem dunklen winkel etwas rascheln zu hören, drehte sich ruckartig auf dem absatz um und warf sich mit seinem ganzen körpergewicht dem gespenst entgegen. Es kostete mühe, ihn zu beruhigen, wenn er einen dieser anfälle hatte. Einige reisende begannen sich über die unerwünschte Störung zu beklagen.

Eines tages jedoch teilte er mit ruhiger stimme der teils bestürzten, teils, weil es eine kurzweilige abwechslung zu erhoffen gab, hocherfreuten reisegesellschaft seinen unerschütterlichen entschluß mit, die ergründung des geheimnisses dieser in Wirklichkeit Türkensee heißenden schlammpfütze nicht länger hinauszuschieben. Es ist zeit, sagte er, ja es ist allerhöchste zeit, ladys and gentlemen, daß der Wahrheit auch in diesem falle auf die beine geholfen wird.

Alle wohlmeinenden ratschläge jener reisenden, die ihn vor einem derartigen unterfangen inständig warnten, mißachtend, brach er noch am nachmittag desselben tages auf. Er würde den weg schon nicht verfehlen, meinte er lächelnd beim abschied. Für den wahrheitssuchenden fände sich stets ein solcher, setzte er leise hinzu. Der arzt riet wiederum zum dringenden aufschub der wanderung, doch George Ramses war in seiner flammenden begeisterung nicht dazu zu bewegen. Er ließ eine bis zum äußersten gespannte, von allerlei bösen Vorahnungen gequälte gesellschaft von reisenden aus aller welt zurück.

Nehmen wir nun die wanderung mit unserem mutigen und wahrheitsliebenden helden dort, wo dieser, wie wir jetzt wissen, keineswegs überraschend, auf einen seitenpfad eingebogen ist, und wo wir ihn aus erzählerischen gründen zu verlassen gezwungen waren, an dieser stelle wieder auf.

Rüstig und wohlgemut schritt er aus. Obwohl er keinerlei karte oder skizze des weges, dem er zu folgen hatte, besaß, und obwohl er diesen noch nie gegangen war, hatte er doch nicht die geringste angst, ihn zu verfehlen. Wie von einem magnet wurde der junge wahrheitssuchende historiker von seinem forschungsgegenstand angezogen. Der erwartung voll, brauchte er keinerlei unnützen gedanken

nachzuhängen. Von einer inneren kraft getrieben, mußte er lediglich fuß vor fuß setzen, in dem sicheren gefühl, nach jedem schritt seinem reiseziel um ein stückchen nähergekommen zu sein.

Die sonne stand noch hoch am himmel, als plötzlich ein reiter in vollem galopp an ihm vorbeiraste. Er hatte einen turban auf dem glattrasierten köpf, sein in allen farben schillerndes gewand flatterte ihm um die schultern. Er stieß spitze kehllaute aus und schwang dabei einen blitzenden krummsäbel. Es war zweifelsohne ein türkischer reiter, und zwar einer von der edleren sorte, die man spahis nannte, wie George Ramses sich haargenau und in dem gleichen augenblick zu erinnern wußte. Unser bewundernswerter wahrheitssucher, der unter dem einsatz seines jungen lebens der historischen wissenschaft einen unschätzbaren dienst zu erweisen gewillt war, war über diese immerhin merkwürdige erscheinung, die aus heiterem himmel aufgetaucht war, eher erfreut als erschrocken. Bestärkte sie ihn doch nur noch mehr in seinem unerschütterlichen glauben, in kürze, vielleicht heute noch, entdeckungen weltbewegender art zu machen.

Plötzlich schien er es eilig zu haben, sein schritt wurde beschwingter. Nichts geschah in den nächsten drei, vier stunden. Die waldvögel zwitscherten wie immer und wie überall in der welt, wo sie zuhause sind, er bekam einige rehe und einmal sogar, für sekunden, einen bären, diesen könig der karpaten, zu sehen, doch sonst nichts außergewöhnliches. Langsam verschwand die sonne hinter einem gipfel, der tag ging zur neige. Tausend sterne tauchten am himmel auf, der vollmond leuchtete mit ganzer kraft. Eine wohlige kühle hatte sich auf die erhitzte felsige erde herabgesenkt. Ein leichter wind kam auf.

George Ramses unterbrach seine wanderung nicht. Angenehmer schien ihm die reise bei mondschein,

den erfrischenden wind im gesicht, leichter fiel ihm das steigen als in der drückenden hitze des tages. Er verwarf seinen ursprünglichen plan, im zeit zu übernachten und erst am nächsten tag den see in augenschein zu nehmen. In dieser nacht noch mußte er ihn erreichen! Plötzlich war er fest davon überzeugt, daß der see eher beim schein des mondes sein geheimnis preisgeben würde, als in dem allzuhellen, schonungslosen tageslicht. Hatte man nicht unzähligemale davon sprechen hören, daß geister im allgemeinen beim ersten hahnenschrei das weite suchten? Sich in luft auflösten und in ihren gräbern, wohin kein sterblicher ihnen bisher zu folgen vermochte, untertauchten?

Sein schritt wurde jetzt beflügelt. Er blickte weder nach rechts, noch nach links, gebannt eilte er seinem ziel entgegen. Kurz nach mitternacht hatte er es endlich erreicht.

In aller ruhe lag nun der see vor ihm. Kaum ein laut, von irgendeinem nachtvogel herrührend, unterbrach die stille ringsum. Ergriffen starrte George Ramses in die unauslotbare tiefe des kristallklaren wassers, in welchem sich der mond und die sterne spiegelten. Doch nicht lange hielt er sich bei diesem verlockenden anblick auf. Wie stets während dieser wanderung, wußte er auch diesmal augenblicklich, was er zu tun hatte.

Mit sicheren, gewohnten bewegungen nahm er den rucksack ab, schnürte ihn auf und entnahm ihm die luftmatratze. Ein Schlauchboot eignete sich wohl besser dazu, ging es ihm durch den kopf, doch in ermangelung eines solchen tut die matratze wohl denselben dienst.

Rasch war sie aufgepumpt und auf die spiegelglatte wasseroberfläche geschoben. George Ramses, dieser rastlos reisende, endgültig der wahrheit verschriebene wissenschaftler, streifte seine riemen-

sandalen ab, krempelte die hose hoch und kletterte auf die luftmatratze. Nichts geschah. Mit den hohlen handflächen ruderte er sich in die mitte des sees. Da hob im walde ringsum ein höllenspektakel an.

Es krachte im geäst, reiter in voller rüstung kamen zum Vorschein. Fußvolk, janitscharen, erinnerte er sich, rannten hilferufend zwischen den wiehernden pferden umher. Befehle wurden gebrüllt, Allah angerufen, todesschreie ausgestoßen. Mond und sterne waren verdunkelt wegen der unmenge von pfeilen, welche die luft zerspellten. In höchster gefahr, von einer übermacht abgedrängt und in den see geschleudert zu werden, klammerten sich die letzten reste der aufgeriebenen türkischen armee, einstmals so zahlreich wie die blätter im walde, wie die sandkörner am meere, an die wenigen kleinen und verkrüppelten bäume, die das ufer säumten. Doch es war schon zu spät. Keine macht der erde und des himmels konnte das in gänzlicher auflösung begriffene heer jetzt noch retten. Schon versanken die ersten pferde im schlamm des ufers, und von Sekunde zu Sekunde mehrten sich die todesschreie der ertrinkenden. Mit pferd und reiter, mit mann und maus, mit schild und lanze, mit flagge und trommel wurde die einstmals stärkste armee des erdballes mit unwiderstehlicher wucht in die tiefe des sees geschleudert. Nach wenigen minuten schon kündete keine größere welle mehr von dem Untergang der riesenarmee. Spiegelglatt lag der see wie gewöhnlich im mondschein. In der ferne erschallten die rufe der sieger.

Von George Ramses Thompson jr., dem unerschrockenen geschichtswissenschaftler, war keine spur mehr vorhanden. Im feuer des gefechtes war seine luftmatratze von einem verirrten pfeile getroffen worden. Machtlos sah der junge historiker zu,

wie ihr die luft entströmte. Kurz darauf wurde er im allgemeinen tohuwabohu in die tiefe gerissen.

Wie erstaunt muß unser bis zum wahnwitz mutiger forschungsreisender jedoch gewesen sein, als ihn unter wasser sogleich die tiefste stille umfing. Keine spur von dem versunkenen heere! Wie eine ferne melodie rauschte etwas aus der tiefe herauf, das sich als ein reigen atemberaubender wasserfrauen entpuppte. Lächelnd umkreisten die nixen unseren glücklichen historiker, schlangen ihre flatternden arme um ihn und strebten, mit ihm in der mitte, der tiefe zu.

Im palast, der ganz aus gold und elfenbein erbaut war, wurde er sogleich vom Sultan in dessen harem empfangen. Die schönsten frauen des ostens und viele schönen des westens lungerten zu fußen des allmächtigen dicken mannes mit dem schütteren chinesenbart. Die erlesensten speisen und getränke wurden aufgetragen, exotische früchte in ungeahnter größe angeboten. Harfen- und flötenspiel begleitete die unwahrscheinlichsten tänze. Der Sultan selbst lümmelte auf seiner reichlich mit polstern versehenen ottomane und schlürfte aus einem goldenen kelch einen süßen saft. Seine lieblingsfrau im bikini fächerte ihm frische luft zu. Als er des jungen historikus gewahr wurde, raffte er sich, wie es schien, mit mühe und unter allergrößter anspannung sämtlicher sehnen und muskeln dazu auf, die lage seines kleinen, mit einem riesigen brillantring versehenen fingers um ein kleines zu verändern. Sogleich verstummte die musik, die tänzer zogen ab, die frauen empfahlen sich mit einem knicks. Nur seine lieblingsfrau verschaffte ihm weiterhin die begehrte kühlung.

Nehmen sie platz, sagte der Sultan und deutete auf eine stelle des perserteppiches, wo man ein goldbesticktes kissen hingelegt hatte.

Der historiker setzte sich.

Ich höre, sagte der Sultan wieder in tiefem baß, daß sie sich für die gründe und ursachen interessieren, die unserer armee den vorstoß nach Mitteleuropa bisher unmöglich gemacht haben.

Der historiker bejahte dies verblüfft.

So hören sie, sagte der Sultan, und ein gefährliches blitzen trat in seine schweinsäuglein, die im fett zu schwimmen schienen.

Wir w o l l e n es nicht, sagte er dann plötzlich mit unerwartet schriller stimme. Begreifen sie, wir haben einfach keine lust, bis Mitteleuropa vorzustoßen. Falls aber dies wirklich unser wünsch wäre ...

Die lieblingsfrau lächelte bedeutungsvoll, als wollte sie sagen: Zweimal sind wir schon vor Wien gestanden, das drittemal aber ...

Erschöpft ließ sich der Sultan in seine kissen zurücksinken.

Sogleich verlangte es den historiker nach einem gänsekiel und schreibmaterial. Auf einem marmortischchen wurden ihm die utensilien hereingebracht. Es drängte ihn, an ort und stelle die arbeit an seiner dissertation aufzunehmen.

Wie erstaunt war er jedoch, als das wasser, das ihn plötzlich von allen Seiten umgab, die schrift von dem pergament wischte, ihm den gänsekiel aus der hand riß, das tischchen hinwegspülte und ihn selbst, inmitten eines erstickenden wirbels, sich um die eigene achse drehen ließ.

Der Sultan aber lachte schallend.

Er hat mich nicht erkannt, er hat mich nicht erkannt, jubelte er.

Natürlich nicht, sagte seine lieblingsfrau. Wie hätte er auch in diesem fettwanst den Temeswarer autor Gerhard Ortinau erkennen sollen?

Da ging es wie ein gewitter über das gesicht des Sultans.

DER KILLER
Eine Erinnerung

Durch jede, noch die schlichteste Erzählung, geht ein großer Luftzug; wir machen uns selten einen Begriff davon, wieviel Freiheit dazu gehört, die kleinste Geschichte zum besten zu geben.

Sagt Walter Benjamin.

Ich möchte hier in einfachen Sätzen erzählen, wie ich, es ist schon gute 20 Jahre her, von einem Unbekannten entführt und anschließend ermordet worden bin.

Es war an einem Sommerabend, am Himmel stand schon der Vollmond. Ich trat aus dem Haus und schritt über den frischgemähten Rasen dem Swimmingpool zu. In Gedanken beschäftigte ich mich noch mit dem Verhör, das ich tagsüber geleitet hatte. Der Mann war besonders hartnäckig gewesen, aber was würde ihm das schon nützen. Auch in diesem Augenblick, dachte ich, wird man ihn, meinen Anleitungen gemäß, noch verhören. Im Mondschein zirpten die Grillen.

Plötzlich hörte ich hinter mir ein Geräusch. Fast gleichzeitig hörte ich meinen Namen rufen. Ich hörte, wie jemand auf mich zukam. Ich hörte, wie jemand, nur wenige Schritte hinter meinem Rücken, stehenblieb. Dann hörte ich den Hahn einer Pistole knacken. Ich drehte mich um.

Der Killer schwieg. Ein klein wenig ähnelte er einem General, er hatte auch einen Schnurrbart. Auch ich sagte kein Wort. Nein, er ähnelte ihm doch nicht. Er war im Straßenanzug, ich im Bademantel.

Er hielt das Rohr auf meine Brust gerichtet, ich verstand. Er nickte mit dem Kopf. Wir gingen über den Rasen. Durch die offenen Fenster des Hauses konnte ich im Licht die Tanzenden sehen. Meine Frau, im schwarzseidenen Abendkleid, reichte Getränke herum. Gelächter.

Er brachte mich, zwei Schritte hinter mir gehend, ungestört auf die Straße hinaus. Ein Auto stand dort, niemand saß darin. Der Unbekannte schloß die Tür auf. Er ähnelte keinem dieser Leute, mit welchen ich es in diesen Jahren zu tun hatte. Ich kenne ihn nicht, dachte ich. Er ließ mich zuerst einsteigen. Als er die Pistole vor sich ins Handschuhfach gelegt hatte, kurbelte er den Motor an. Wir fuhren los. Wo bringen Sie mich hin, fragte ich tonlos. Obwohl er nicht antwortete, ließ ich doch nicht locker.

Es wird Sie teuer zu stehen kommen, ereiferte ich mich plötzlich.

Der Killer schien überhaupt keine Notiz von mir zu nehmen.

Sie wissen wohl nicht, mit wem Sie es tun haben, sagte ich.

Er rührte sich nicht. Ich packte ihn von hinten an den Schultern und schüttelte ihn. Er deutete nur kurz auf das geöffnete Handschuhfach. Ich ließ mich zurücksinken und rückte mit meinem letzten Trumpf heraus.

Hören Sie mal, sagte ich.

In seinem Gesicht, das ich im Rückspiegel beobachten konnte, veränderte sieht nichts.

Verzichten Sie doch darauf, sagte ich leise. Es ist zu Ihrem Vorteil. Vieles hängt von mir ab, ich könnte Ihnen einfach alles bieten. Alles, verstehen Sie denn nicht.

In diesem Moment kam mir ein fürchterlicher Verdacht. Du, dachte ich mir, niemals wirst du den

da überzeugen können, niemals. Der legt dich einfach um und verliert kein Wort darüber. Dieser da wird einfach Schluß machen mit dir, bei dem hast du ausgefressen. Ein für allemal. Kalter Schweiß brach mir aus den Poren.

Wir hielten vor einem Neubau. Wir stiegen aus. Er stieß den Wagenschlag zu und ging auf die Eingangstür des Hauses zu. Er schloß auf. Die Pistole hatte er eingesteckt. Im Treppenhaus mußte ich wieder vor ihm hergehen. Wir begegneten niemand. Bis heute kann ich nicht begreifen, warum ich nicht einfach loszuschreien begonnen habe, um Hilfe zu rufen, gegen die Türen zu hämmern. Er hatte mich einfach vorausgeschickt, und ich war gegangen, ohne auch nur im entferntesten an Flucht zu denken. Wir betraten eine Wohnung im vierten oder fünften Stockwerk. Die Wohnung unterschied sich durch nichts von anderen ihrer Art. Etwas eng, die Möbel verstaubt, der Teppich billig und abgenutzt. Leere Flaschen und Konservenbüchsen lagen herum. An der Wand lehnte eine Staffelei. War der Mann etwa Maler? Wir waren allein.

Ich mußte mich ihm gegenüber auf einen Stuhl setzen. Der Stuhl ächzte unter meinem Gewicht. Jetzt muß er sprechen, dachte ich. Jetzt. Er nahm die Pistole zur Hand.

Nein, schrie ich.

Er hob langsam die Pistole in die Höhe und schoß sich eine Kugel durch den Kopf. Kurz darauf fiel er mir vor die Füße.

Auf der Straße traf ich Jerry Cotton und Phil Decker. Sie standen vor dem Auto, das mich hergebracht hatte, und schienen ziemlich verwundert.

Hallo, sagte Jerry.

Hallo, sagte Phil.

Hallo, sagte ich.

ELFRIEDE
oder
DIE UNRUHE
Temeswarer Novelle

Eines Nachmittags machte ich einen Spaziergang durch die Stadt. Vielleicht war es im Frühling, vielleicht auch im Herbst. Vielleicht war es gar nicht nachmittags, sondern vormittags, womöglich sogar gegen Abend. Die Bäume blühten oder waren eingeschneit, durch die Straßen fegte ein eisiger Wind. Unter Umständen spielten sommerlich gekleidete Kinder im heißen Sand, welcher, das ist nicht ausgeschlossen, in großen Kästen neben den Haustoren stand. Eine alte Frau schleppte einen zentnerschweren Sack über den Platz, es könnte aber auch sein, daß es sich um einen buckligen kleinen Herrn im weißen Überzieher handelte, welcher eben dabei war, seine Tochter Anna Maria in der Vorstadt zu besuchen, die nun schon ihr drittes Kind bekommen hatte. Nicht auszuschließen jedoch ist die Möglichkeit, daß es tatsächlich ein betrunkener Fahrer war, welcher aus Überdruß am Geldverdienen oder aus einem sonstigen plausiblen Grund soeben einen Autobus voller Fahrgäste im Stich gelassen hatte, um sich zu seiner vollbusigen Geliebten zu begeben. Am sichersten geht man aber, falls man annimmt, daß von einem hartgesottenen Ein- und Verbrecher die Rede ist, der nicht nur erst heute das Gefängnis verlassen hatte, sondern zum allgemeinen Entsetzen sogar noch einen Strohhut auf dem Kopf hatte. An der Straßenecke blieb er plötzlich stehen,

hob gekonnt ein Bein in die Höhe und pißte in aller Ruhe an den Sockel des Hauses, das zufällig an dieser Stelle stand. Daran aber nahm niemand Anstoß, denn jetzt spreche ich bereits von jenem verkommenen Köter mit dem struppigen roten Fell, welcher mich in einen Riesenschreck versetzt hatte, da er mir ganz unvermittelt über die blankgeputzten Schuhe, es können auch Stiefel gewesen sein, oder Stiefeletten, oder Galoschen oder Mokassins, gestrauchelt war, nachdem er schon mehrere Wochen hindurch auf dem Dachboden des Hauses Nr. 68, in dem Glauben, es handle sich um seinesgleichen, mit der Hauskatze Elfriede, welche einer alten Witwe, deren Mann im ersten Weltkrieg gefallen war, gehörte, zusammengelebt hatte. Plötzlich fiel ein Schuß. Las ich im Gehen in dem Buch, oder in der Zeitung, oder in dem Brief, den ich eben zur Hand hatte. Ich blickte auf die Uhr. Es war drei Uhr oder sechs Uhr einundzwanzig oder null Uhr und vier Minuten. Feststellte ich jedenfalls in demselben oder im nächsten oder im übernächsten Augenblick, daß meine Zeit schon leicht überzogen war. Das heißt, bis zu diesem Zeitpunkt war ich noch nie von zuhause solange ausgeblieben. Das heißt, gelegentlich meiner üblichen, täglichen Spaziergänge. Und obendrein, fiel mir nach drei oder siebzehn oder acht Schritten ein, hast du deiner Frau versprochen, heute rascher als gewöhnlich zurückzukehren. Du wolltest ja nur um eine Zeitung oder um Milch oder um Aspirin zum Kiosk oder in den Selbstbedienungsladen oder in die Apotheke gehen, und dabei bist du um einen Kognak oder um eine Zigarre oder um ein Telefongespräch zu führen in die Bar, in den Tabakladen oder in die Telefonzelle gegangen. Und hast u.a. zugesehen, wie eine alte Frau einen zentnerschweren Sack über den

Platz schleppte, es konnte aber auch sein, daß es sich um einen buckligen kleinen Herrn im weißen Überzieher handelte, welcher eben dabei war, seine Tochter Anna Maria in der Vorstadt zu besuchen, die nun schon ihr drittes Kind bekommen hatte. Nicht auszuschließen jedoch ist die Möglichkeit, daß es tatsächlich ein betrunkener Fahrer war, welcher aus Überdruß am Geldverdienen, oder aus einem sonstigen plausiblen Überdruß, soeben einen Autobus voller Fahrgäste im Stich gelassen hatte, um sich und so weiter. Und plötzlich, nicht ganz plötzlich, aber immerhin, bemerkte ich, auf die Uhr blickend, ich verbessere mich: bemerkte ich, u n r u h i g auf die Uhr blickend, daß ich schon sechzehn, oder einundzwanzig, oder neunzehn Minuten, aber nicht weniger als fünfzehn und nicht mehr als dreißig Minuten, das muß ich hier im Namen der Geschichte gegen ihre Methode durchsetzen, ich beziehe mich auf diese zeitliche Festlegung, unterwegs war. Ich kehrte also sofort, oder vielleicht ging ich auch noch eine Straße weit in derselben Richtung weiter, um und machte mich auf den Heimweg. Ich sah, was ich sah, aber plötzlich sehe ich, vor mir auf dem Gehsteig, einen toten Sperling liegen, der sich bei näherem Hinsehen als mein eigener Ehering erweist, den ich auf dem Herweg verloren haben muß. Oder so irgendwie. Auch roch ich, was ich roch, und etwas, was drinlag, lag in der Luft. Etwas in Schwebe. Ich beschleunigte meinen Schritt, d. h. ich ging rascher. Ein Neger ging vorbei, aber ich sah ihn nicht. Ein Geier, den ich sah, kreiste in den Lüften, aber vielleicht war es auch Geßlers Hut. Die Stange, auf der er üblicherweise zu sitzen pflegt, roch ich nicht. Mit meinem linken Ohr jedoch konnte ich aus dem Augenwinkel heraus eine junge Gans beobachten, die an einem Baum lehnte und mir süße Augen machte. Es war

tatsächlich eine junge Gans, mit weißem Gefieder und Flügeln und einem gelben Schnabel und sonstigem Zubehör, nur trug sie eine rosa Sonnenbrille und las in einem Fetzen Zeitung, was nicht unbedingt stimmen muß. Fakt ist, daß sie mich zu sich aufs Zimmer einlud und vorerst nicht einmal Geld dafür haben wollte. Sie hatte übrigens Speichel in den Mundwinkeln, wenn sie redete. Wenn sie aber nicht redete, dann schwieg sie, das heißt die ganze Zeit. Ich hatte so eine Vorahnung, will sagen Angst, daß plötzlich, plötzlich!? nicht mehr alles in Ordnung, alles in Ordnung!? sein könnte, womöglich, möglich, wo? und eilte mit Weile nachhause. Nachhause!? will sagen, das kommt wie ein Rülpser raus: Eile mit &, pardon me. Ich lief also allgemeinverständlich. Lief in das Wort hinein, daß es krachte: liiieefff! D. h. nicht krachte, sondern schallte. Mittlerweile war der Neger, den ich vorhin übersehen hatte, zurückgekehrt, aber ich sah ihn auch diesmal nicht. Etwas wie angebrannte Suppe. Das lag, weil es drinlag, in der Luft. Ich hörte den Geruch eines Hengstes, den er sich bei irgendeiner Stute zusammengerafft haben mochte, und fühlte mich wie Arthur Rimbaud in Brüssel. Der Hengst war eingeschirrt und vor ein Fuhrwerk gespannt, das Möbel transportierte, welche mich mit tausend Augen anstierten. Ich senkte beschämt den Blick. Ich schämte mich, weil ich nicht Samuel Beckett hieß und es auch nicht bin. Zu allem Überfluß begegnete ich auf diesem verhängnisvollen Heimweg auch noch Henry Millern. Er kam in Gestalt eines Hundes des Weges und blaffte wuff wuff. Er hockte in den Armen der Millerin. Luise, stammelte ich. Doch sie leerte ihren Becher bis zum Boden, vom Hals bis zu ihrem Hintern herunter sieht sie vermutlich aus wie ihres Vaters Geige. Oder war er Tischler? Wie wäre es schön, Tischler zu sein! Wie

schön! Man leimt Bänke für die Sitzung und erzählt das der Frau. Auf einmal stand der hartgesottene Ein- und Verbrecher, der nicht nur erst an diesem Tage das Gefängnis verlassen hatte, sondern zum Entsetzen der guten Leute sich auch noch einen Strohhut auf den Kopf gesetzt hatte, vor mir. Er pfiff den Text eines unanständigen Liedes, aber er tat mir nichts zuleide. Vor meiner Haustür stand heulend das dritte Kind der Anna Maria, welches sie eben erst bekommen hatte, und erzählte zwischendurch von ihrem Opa, der, im weißen Überzieher, immer noch unterwegs zu ihr, der Enkelin, sei und warum er nicht endlich mal a n k o m m t? Lerne Grammatik, mein Kind, tröstete ich sie und riß die Tür auf.

Es war jedoch gar keine Tür vorhanden.

Aus Verzweiflung begann ich augenblicklich das Substantiv Fahnenstange zu deklinieren, ließ es aber sein, als ich bemerkte, daß mir immer wieder derselbe Fehler unterlief. Es war mir aus einem unerfindlichen Grund nicht möglich, über den Genitiv Plural hinauszukommen. Da wollte ich mir das Wort einmal aus der Nähe betrachten, es hatte sich aber schon in eine Kartoffel verwandelt.

Die Kartoffel trug einen tadellosen Anzug.

Mit sämtlichem Zubehör. Nur war es gar keine Kartoffel.

Es war vielmehr ein blaue Nichts. Da ging ich mitten durch das Nichts hindurch.

Es wehte mich eisig an. Ich aber war in diesem Moment zu einer überlebensgroßen Liebe zu Elfriede entflammt.

RITTER HOFFMANN
Eine Erinnerung aus dem Jahre 1974

Der Spätherbst hat in Temeswar gewöhnlich noch einige schöne Tage. Die Sonne tritt freundlich aus dem Gewölk hervor, und schnell verdampft die Nässe in der lauen Luft, welche durch die Straßen weht. Dann sieht man eine lange Reihe, buntgemischt – Elegants, Bürger mit der Hausfrau und den lieben Kleinen in Sonntagskleidern, Geistliche, Professoren, Putzmacherinnen, Tänzer, Offiziere usw. über den Corso ziehen. Bald sind alle Plätze im Lloyd und im Palace besetzt; der Neskaffee dampft, die Elegants zünden ihre Superlongs an, man streitet über Krieg und Frieden im Nahen Osten, über die Schuhe der Madame Soundso, ob sie neulich im Fernsehen grau oder grün waren, über die vorzeitige Erfüllung des Plansolls der einzelnen Unternehmen und böse Groschen usw., bis alles in einer Arie von irgendeinem Mihai Constantinescu zerfließt, womit etliche liebevoll vorbeigetragene Kofferradios sich und die Zuhörer quälen. In dem kleinen Park hinter der Kathedrale stehen, die frischasphaltierten Gehsteige entlang, mehrere grüngestrichene Holzbänke; hier atmet man für gewöhnlich freie Luft, beobachtet die Kommenden und die Gehenden, ist entfernt von dem kakophonischen Getöse jenes vermaledeiten Orchesters; da setze ich mich des öfteren hin, dem leichten Spiel meiner Phantasie mich überlassend, die mir befreundete Gestalten zuführt, mit denen ich über Wissenschaft, Kunst, über alles, was dem Menschen am teuersten sein soll, marxistisch fun-

dierte Gespräche führe. Immer bunter und bunter wogt die Masse der Spaziergänger bei mir vorüber, aber nichts stört mich, nichts kann meine phantastische Gesellschaft verscheuchen.

An jenem Tag jedoch, es war ein Mittwoch im Monat Oktober, als sich die hier zu erzählende Geschichte zugetragen hat, ging es wider allen Erwartens an meinem Lieblingsplätzchen recht hektisch zu. Allerlei Kraftfahrzeuge, Bagger und Lastkräne waren aufgefahren, um das Gelände zwecks Errichtung eines Neubaus, über dessen Bestimmung die Arbeiter nicht zu berichten wußten, auf dem schnellsten Wege zu räumen. Unzählige Rentner, welche farbenfrohe Kinderwagen trottelig und mit angewiderter Miene vor sich herschoben, streckten den stampfenden Maschinen gelegentlich eine fade Zunge heraus. Dessenungeachtet gab es Großmütter, die es fertiggebracht hatten, bei all diesem Lärm friedlich über ihren Schmökern (hie und da auch sogenannte Groschenromane) einzunicken. Im Gebüsch raschelten vorläufig immer noch die Liebespärchen. Hoch oben in den Lüften schlug ein Hubschrauber des Städtischen Rettungsdienstes eifrig Purzelbäume.

Wie gewöhnlich saß ich mit einem Buch auf meiner schattigen Bank, als mich plötzlich jemand am Ärmel zupfte. Ich sah auf und wurde nun erst gewahr, daß, von mir unbemerkt, auf derselben Bank ein Mann Platz genommen hatte, der seinen Blick starr auf mich richtete, und von dem nun mein Auge nicht wieder loskommen konnte.

Nie sah ich einen Kopf, nie eine Gestalt, die so schnell einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hätte. Klein, gebückt, mit langen Armen, das wirre, zu Berge stehende Haar knapp über den Schweinsäuglein angesetzt, hatte er jedoch dunkle, stechende Augen, die von einem gewaltigen Leben zeugen

mußten, ja sie blitzten beinahe mit einem wilden, jugendlichen Feuer (der Mann mochte über Vierzig gewesen sein) unter den buschigen, halbgrauen Augen hervor. Um seine schmalen, zusammengepreßten Lippen zuckten ihm offenbar Sarkasmen. Das weichgeformte Kinn stand in seltsamem Kontrast zu dem geschlossenen Munde, und ein skurilles Lächeln, hervorgebracht durch das sonderbare Muskelspiel in den eingefallenen Wangen, schien sich aufzulehnen gegen den tiefen, melancholischen Ernst, der auf der Stirn ruhte. Während unserer Gespräche sprang er oft ohne jedwelchen äußeren Anlaß von seiner Sitzgelegenheit auf, um, beide Hände in den Taschen seines braunen Fracks so tief als möglich hinabgedrückt, hastig auf und ab zu gehen.

Sowie mein Blick auf den Mann traf, schlug er die Augen nieder und setzte seltsamerweise das Geschäft, das er vermutlich, bevor er mich am Ärmel gezupft, betrieben hatte, fort. Er schüttete nämlich aus verschiedenen kleinen Tüten in sichtbarer Erregung Tabak in eine vor ihm stehende große Dose und feuchtete ihn mit rotem Wein aus einer Viertelsflasche, die er sogleich in einer der tiefen Taschen seines Fracks verschwinden ließ, an; ich fühlte die Notwendigkeit, ihn anzureden.

Doriţi ceva domnule? fragte ich höflich in der Landessprache.

Wie meinen der Herr? sagte er erbleichend.

Ach so, sagte ich, der Herr sind Ausländer?

Ja, flüsterte er, ich sah es doch, daß Sie in einem deutschen Buch lasen.

Es wäre besser, daß man überhaupt nicht läse, nahm ich nochmals das Wort. Sind Sie nicht meiner Meinung?

Ich bin gar keiner Meinung, sagte er, Sie sind Dichter und Kenner von Profession ...

Sie irren, sagte ich niedergeschlagen, beides bin ich nicht. Ich wollte ehemals Gedichte schreiben, aber nicht wie eine Sache, die zur guten Erziehung gehört, und da sagte man mir unter anderem, nichts mache einen widrigem Effekt, als wenn der Baß mit der Oberstimme in Oktaven fortschreite. Ich nahm das damals auf Autorität an und habe es nachher immer bewährt gefunden.

Wirklich? fiel er mir ein, sprang auf und schritt hastig auf und ab. Plötzlich setzte er sich wieder neben mich auf die Bank und fiel in tiefes Nachdenken. Es dauerte eine Weile, bis er, sich scheu nach allen Seiten hin umblickend (besonders der auf und abspazierende Mann schien es ihm angetan zu haben) die folgende Frage an mich zu richten wagte:

Ich denke, ich darf doch Vertrauen haben in Sie, mein Herr?

Aber sicher doch, sagte ich wohlgelaunt. Und in jeder Situation, fügte ich leiser hinzu. (Nur mühsam konnte ich das Lachen unterdrücken.)

Das wollte ich hören von Ihnen, mein Herr, sagte er. Aber ist das wirklich Ihr voller Ernst?

Mein voller Ernst, beteuerte ich.

Da hielt er mir die Hand hin, ich reichte ihm meine und er schüttelte sie heftig.

So hören Sie, flehte er mit gedämpfter Stimme. Verstecken Sie mich, oder es ist um mich geschehen!

Nun mußte ich trotzdem laut herauslachen.

Was haben Sie sich denn eingebrockt, Mensch, brachte ich mühsam hervor.

Lachen Sie nicht, sagte er, Angstschweiß im Antlitz. Da gibt es gar nichts zu lachen, junger Mann, sagte er schon fast prophetisch (ich gestehe, in diesem Augenblick hielt ich ihn für wahnsinnig oder im besten Falle für betrunken).

Schon gut, sagte ich leichthin. Es war ja auch nicht böse gemeint.

Ich will es Ihnen glauben, ergriff er melancholisch das Wort. Aber auch nur deshalb, weil ich in jeder Hinsicht angewiesen bin auf Sie.

Wie das, fragte ich neugierig.

Da trat der häßliche Mann ganz dicht an mich heran, und geheimnisvoll, so leise, daß ich mich zu ihm hinabbücken, mußte, sagte er:

Ich werde verfolgt.

Das ist doch sehr unwahrscheinlich, sagte ich.

Doch, sagte er.

Aber Sie bilden sich das womöglich nur ein, beschwichtigte ich.

Nehmen Sie mich doch endlich mal ernst, sagte er verzweifelt, Sie ... Grünschnabel, Sie!

Aber ich nehme Sie doch vollkommen ernst, versicherte ich mit einer tragischen Miene. Schon mal was von Kommunikationsschwierigkeiten gehört, fragte ich lakonisch.

Ach lassen Sie doch den Stuß, bettelte er.

Na ja, sagte ich, da müssen Sie mir schon die näheren Umstände erklären. Haben Sie eine Kasse geplündert, Staatseigentum natürlich, oder hielten Sie es mit Ihrer Tochter?

Das verschlug ihm vollends die Sprache, er wich förmlich einige Schritte zurück.

Hören Sie mich doch bis zuende an, stotterte er weinerlich.

Da geschah etwas Seltsames. Seine kleine Gestalt begann plötzlich zusammenzuschrumpfen, sein Gesicht wurde aschfarben, in die Augen trat mit einmal ein wildes Flackern, und indem er, tierische Laute ausstoßend, äffisch um mich herumhopste, brachte er es gleichzeitig fertig, mit einer kristallklaren Stimme, die gleichsam aus den hohen Baumkronen zu kommen schien, zu verkünden:

Ich bin nämlich der Ritter Hoffmann!

Vier grüne Schlänglein schienen um sein Haupt zu

peitschen, als er plötzlich hoch aufgerichtet vor mir stand.

Verzeihung, stammelte ich. Verzeihen Sie mir bitte, wenn Sie der Ritter Hoffmann sind, da weiß ich natürlich, wer Sie verfolgt.

Sie wissen wirklich, fragte er augenblicklich in interessiertem Tonfall.

Ja, sagte ich, zweifeln Sie etwa noch?

Sicherlich, sagte da der bucklige Mann mit einer großen Geste. Ich kenne doch diese Zeiten gar nicht! Wie sollte ich da meine Verfolger kennen!

So kommen Sie, sagte ich kurz entschlossen.

Ich möchte Ihnen aber auch keine Schwierigkeiten machen, sagt er verlegen.

Nein, sagte ich. Sie machen mir keine, kommen Sie nur! Meine Frau ist sowieso verreist, die Wohnung steht leer.

So kann ich bei Ihnen übernachten, fragte er erfreut.

Sicherlich, sagte ich, aber beeilen Sie sich.

Durch einige enge Gäßchen brachte ich ihn auf mein Zimmer. Unterwegs verhielt er sich ruhig, wir sprachen kaum, aber ich hatte die Gelegenheit, mich dabei zu ertappen, wie ich ihn mit Meister anredete. Er lächelte geschmeichelt. Mir wurde die Sache immer unheimlicher, aber ich war entschlossen, sie bis zuende zu führen. Er hingegen fühlte sich offensichtlich immer wohler und sein Benehmen wurde zusehends ungezwungener.

Ich führte ihn in mein Zimmer und forderte ihn auf, an meinem Schreibtisch Platz zu nehmen. Ich ging in die Küche, die Kognakflasche holen, und als ich zurückkam, fand ich ihn fieberhaft in einem kleinen Büchlein lesend. Es war der „Ritter Gluck“. Ich stellte die Schwenker auf den Schreibtisch,

schenkte ein, aber er beachtete mich nicht. Ich fragte ihn, ob ich ihm vielleicht die Geschichte vorlesen dürfe, aber er winkte ab. Doch kurz darauf schob er mir ganz unvermittelt das Buch zu und forderte mich auf, trotzdem zu lesen. Ich las.

Mit halbgeschlossenen Augen, die verschränkten Arme auf dem Tisch, hörte er die Einleitung; den linken Fuß leise bewegend, bezeichnete er das Eintreten der Stimmen; jetzt erhob er den Kopf – schnell warf er den Blick umher –, die linke Hand mit auseinandergespreizten Fingern ruhte auf dem Tische, als greife er einen Akkord auf dem Flügel, die rechte hob er in die Höhe: es war ein Kapellmeister, der dem Orchester das Eintreten des ändern Tempos angibt – die rechte Hand fällt und das Allegro beginnt! Eine brennende Röte fliegt über die blassen Wangen; die Augenbrauen fahren zusammen auf der gerunzelten Stirn, eine innere Wut entflammt den wilden Blick mit einem Feuer, das mehr und mehr das Lächeln wegzehrt, das noch um den halbgeöffneten Mund schwebte.

Trinken Sie nicht, fragte ich und schenkte ihm ein.

Er leerte das Glas tatsächlich auf einen Zug.

Nun lehnt er sich zurück, hinauf ziehen sich die Augenbrauen, das Muskelspiel auf den Wangen kehrt wieder, die Augen erglänzen, ein tiefer innerer Schmerz löst sich auf in Wollust, die alle Fibern ergreift und krampfhaft erschüttert – tief aus der Brust zieht er den Atem, Tropfen stehen auf der Stirn.

Zeigen Sie das Buch her, sagte er barsch. Sie lesen fürchterlich.

Ich kann nicht ergründen, sagte ich gekränkt, was Sie so gegen die Temeswarer einnimmt. Hier, wo die Kunst geachtet und in hohem Maße ausgeübt

wird, sollte ich meinen, müßte einem Mann von Ihrem künstlerischen Geiste wohl sein.

Ich war tatsächlich selbst verblüfft über diese meine Äußerung, die in keinem Zusammenhange mit der Tatsache stand, daß er mir das Buch zurückgefordert hatte. Er aber sagte ruhig:

Sie irren! – Zu meiner Qual bin ich verdammt, wie ein abgeschiedener Geist im öden Räume umherzuirren.

Im öden Räume, hier in Temeswar? Ja wissen Sie denn nicht, daß Temeswar die Hauptstadt des Banats ist?

Im Weltall schwebt mein Greist allein umher.

Aber einige junge Banater Autoren, rief entrüstet aus.

Weg damit! Sie kritteln und kritteln – verfeinern alles bis zur feinsten Meßlichkeit, wühlen alles durch, um nur einen armseligen Gedanken zu finden; über dem Schwatzen von Kunst, von Kunstsinn und was weiß ich – können sie nicht zum Schaffen kommen, und wird ihnen einmal so zumute, als wenn sie ein paar Gedanken ans Tageslicht befördern müßten, so zeigt die furchtbare Kälte ihre weite Entfernung von der Sonne – es ist lappländische Arbeit.

Die Haare standen mir zu Berge. Er aber ergriff meinen Kugelschreiber, machte sich, als ob nichts geschehen wäre, über seinen Ritter Gluck her, und begann darin herumzukritzeln. (Wohin es sowieso hätte führen müssen in dieser Geschichte). Auch strich er vieles, weit ausholend, in Bausch und Bogen durch.

Ist ja auch an der Zeit, konstatierte ich boshaft.

Er zuckte mit keiner Wimper.

Wie besessen arbeitet der kleine Mann, stellte ich neidisch fest.

Bald raffte er sich aber wieder auf, und indem

er hastig mehrere Blätter des Buches umschlug, sagte er mit dumpfer Stimme:

Alles dieses, mein Herr, habe ich geschrieben, als ich aus dem Reich der Träume kam. Aber ich verriet Unheiligen das Heilige, und eine eiskalte Hand faßte in dies glühende Herz! Es brach nicht; da wurde ich verdammt, zu wandern unter den Unheiligen, wie ein abgeschiedener Geist – gestaltlos, damit mich niemand kenne, bis mich die Sonnenblume wieder emporhebt zu dem Ewigen.

Die Sonnenblume, fragte ich ungläubig.

Da begann der kleine, häßliche Mann leise zu weinen.

Ich höre, sagte er tonlos, ihr baut da ein neues Leben auf.

Sicherlich, sagte ich verlegen, aber es kränkte ihn nicht.

Würde ich nur nicht immer verfolgt werden, schluchzte er.

Begütigend klopfte ich ihm auf die Schulter.

Es wird schon noch besser kommen, meinte ich immer noch verlegen. Sie sind ja der Ritter Hoffmann.

Seufzend schenkte er sich ein neues Glas ein und prostete mir zu. Die Flasche war leer und ich ging in die Küche, nach etwas Trinkbarem zu suchen. Als ich zurückkam, hatte er die Tür von innen verschlossen. Es hatte beinahe eine Viertelstunde gedauert; ich verzweifelte, ihn wieder zu sehen, und versuchte unterdessen die Tür zu öffnen, als er plötzlich in einem gestickten Galakleide, reicher Weste, den Degen an der Seite, mit dem Lichte in der Hand hereintrat. Es war ihm tatsächlich gelungen, die Glühbirne aus der Fassung zu drehen, ohne daß sie erloschen war.

Ich erstarrte; feierlich kam er auf mich zu, faßte mich sanft bei der Hand und lallte, sonderbar lächelnd:

Ich bin der Ritter Hoffmann!

Da stürzten wir einander in die Arme.

Anmerkung: Verschiedene Stellen dieser Geschichte sind E.T.A. Hoffmanns Erzählung „Ritter Gluck“ entnommen. Diese „Zitate“ können wann immer durch einen Vergleich der beiden Texte herausgefunden werden.

DIE LETZTE BANATER STORY
offener brief eines auf den mond verschlagenen (nur für rumäniendeutsche leser)

an den
genossen
r. wagner[1], temeswar[2]

luna-city (ost)
31.1.2015

lieber richard,

fürs erste möchte ich[3] mich für mein langes schweigen entschuldigen, leider bin ich jedoch derart mit arbeit eingedeckt, daß ich schon geraume zeit gezwungen bin, meine korrespondenz auf nicht zu rechtfertigende weise zu vernachlässigen, meine krankheit (du erinnerst dich: ich hatte immer schon das reißen in den gliedern) macht mir wegen dem schlechten wetter hier oben ebenfalls zu schaffen, mein arzt, ein vietnamese, mit dem ich hin und wieder poker spiele und whisky trinke, rät mir eindringlich, auf die erde zurückzukehren, da mir das klima hier oben schade, du kannst dir sicherlich denken, was ich von derlei vorschlägen halte!

dessenungeachtet geht es mit meiner arbeit ganz flott vorwärts, ich schreibe jetzt schon am 6. band meiner geschichte der banater schriftsteller (er heißt reife und vollendung), die rezensionen des 5. bandes sind denkbar gut ausgefallen, nur der vorwärts wollte nicht so recht mit seiner meinung herausrücken, (worum es sich in wirklichkeit handelt, kannst du dir wohl selber denken!) meine schreibkraft ist der meinung, ich sollte erst gar nicht versuchen, den 6. band hier zu veröffentlichen, da es mit dem tauwetter ja sowieso zuende sei, sondern ich solle ihn

doch lieber gleich rüberschaffen. allzu hitzig die jungen leute von heute! immerhin hoffe ich, den 7. band briefe, für den ich das material ja besitze, sowie den letzten epigonen doch noch hier an den mann bringen zu können, andernfalls sollte es mir leidtun! eine auskunft möchte ich noch von dir: ist das buch der banater schriftsteller (das übrigens kürzlich seine 11. auflage erreicht hat hier oben) ende 79 oder anfang 80 erschienen? meine editio princeps ist nämlich undatiert, seltsamerweise.

nun aber zu deinen angelegenheiten. du verlangst von mir eine ausführliche beschreibung des hiesigen batater[4] museums, das den für uns alle so schmeichelhaften namen lebendiges banat führt, du trägst dich mit der absicht, diese meine noch ausstehende beschreibung deiner (wievielbändigen?) geschichte des banats sozusagen als vorwort vorauszuschicken, mit welcher freude ich diesen deinen wünsch erfüllen möchte, kannst du dir ja leicht vorstellen, doch ist das leider unmöglich, oder denkst du vielleicht, die 16 stockwerke unseres prinzeugenhauses[5] sind durch ein vorwort zu bewältigen? da täuschst du dich aber gründlich! allein die statue unseres unsterblichen mercy[6], dieses lange jahre unbekannte späte meisterwerk picassos aus seiner leider immer noch nicht zur genüge erforschten sogenannten banater periode, welche statue die eingangshalle ziert und täglich tausende besucher aus beiden welten anlockt, verdiente es zweifellos, daß man einen roman darüber schriebe! von dem weithin sichtbaren, auf dem dach aufgepflanzten überlebensgroßen, in seiner farbenpracht einmalig dastehenden kerweibaum[7] möchte ich lieber gar nicht sprechen, und dann erst die einzelnen säle, ausstellungsräume, bibliotheken usw. unzählige spielfilme beleuchten die volksbewegungen der goldenen

zeit unserer heimat von allen nur erdenklichen seiten, michelangelo antonionis banater wüste ist da wohl nicht einmal der interessanteste darunter! abend für abend spielt das theater des hauses unsere unsterblichen mundartstücke – mit wachsendem erfolg! reichliche spenden fließen von allen seiten, man spricht sogar davon, daß die v. möller-stiftung sich mit der absieht trage, einen preis für hohe, idealistische literatur, die aus der reichen geschichte des banats schöpft, auszuschreiben – für das gesamte territorium des mondes! und noch eine neuigkeit: das ölgemälde männlicher und weiblicher akt im bade ist nun doch als ein authentischer stefanjäger[8] identifiziert worden! was das bedeutet, kannst du dir ja denken: einer der bis vor kurzem am unwiderlegbarsten scheinenden vorwürfe unserer kritiker, nämlich jener der prüderie und Intoleranz unserer landsleute in derlei geschäften, dürfte damit für ewige zeiten hinfällig geworden sein, voller sieg an der ganzen front also! (schade nur, daß du in dieser einsamkeit dort unseren triumph allein auszukosten gezwungen bist!)

doch zurück zum lebendigen banat selbst, etagenweise durchläuft man hier die ganze geschichte unserer vielgeprüften heimat. ein grandioser anblick, sage ich dir! durch das erdgeschoß zum beispiel fließt die blaue donau, echter als in regensburg! ulmer schachteln[9] stehen für jedermann zur verfügung, vollbesetzte pletten, die unwahrscheinlichsten fahrzeuge: die einwanderung[10] ist nachvollziehbar geworden. Verzeihung, da bin ich wohl zu bescheiden, selbstverständlich steht eine der ultramodernsten zeitmaschinen bereit, womit es ein kinderspiel ist, das rad der geschichte um etliche Jahrhunderte zurückzudrehen, damit du all dies in seiner großartigkeit zu fassen vermagst, möchte ich es dir nun anhand eines kleinen beispiels illustrieren.

als ich neulich, wohlgelaunt wie immer, in einer der erwähnten ulmer schachteln durch die kaiserstadt wien gondelte, wurde mir ganz unerwartet die besondere ehre zuteil, mit einem urahnen unseres großen romanciers adam müller[11], dessen stern ja erst richtig zu steigen beginnt, fröhlich-feuchte bekanntschaft zu schließen. der mann, der seinem nachkommen in abgöttischer Verehrung ergeben war, konnte sich nicht genug darüber verwundern, wie prächtig es dem adam müller doch gelungen ist, diese donaufahrten zu papier zu bringen! wo er doch gar nicht dabeigewesen ist! ja noch mehr, ihm, dem ahnen, der es übrigens bis zum chef unseres hiesigen Polizeipräsidiums gebracht hat, unterlaufe es in letzter zeit immer häufiger, wenn er hin und wieder eine reise wie eben diese unternehme – aus respekt vor der alten zeit natürlich! –, daß er sich plötzlich mit einer der figuren des adam müller, meist mit dem jakob pleß[12], zu identifizieren beginne, als solche gehe er dann auch, sagen wir: in budapest, an land, um beispielsweise zu frühstücken! einmal, erzählte er, sei er sogar nach temeswar aufgebrochen, um dort als jakob pleß das gasthaus zu den 7 kurfürsten[13] zu gründen, nur mit mühe, erzählt er, habe man ihn wieder zur vernunft bringen können, (den kommentar dazu darf ich mir wohl schenken.) und so geht es sämtliche 16 stockwerke hinauf, bis zum dachgeschoß. im ersten Stockwerk thront z.b. der halbmond[14]. Singvögel, wie lerche, amsel, nachtigall sind da nicht zugegen. umso mehr raben, uhus, krähen, eulen und alle gattungen raubvögel bis zum adler hinauf, denen die wasservögel, welche die sümpfe bevölkern, vollauf nahrung bieten, haustiere wie pferde, rinder, schafe und schweine sind kaum anzutreffen, umso zahlreicher sind die ungeheuren waldungen mit wild bevölkert, bären, wölfe und wildschweine gibt es

in unbegrenzter zahl. das räuberunwesen ist zu üppiger blute gelangt. unter ihrem anführer, haram-bascha genannt, durchziehen ganze scharen das land, rauben und plündern und setzen alles unter kontribution. sie überfallen die reisenden und bringen das land in üblen ruf[15], die Verwaltung des prinzeugenhauses kann ihnen nur dadurch gerecht werden, indem sie täglich einen von ihnen hinrichten läßt, (dies findet um 10 uhr vormittags vor vollbesetztem saale statt.) aber vor den mauern temeswars brüllt schon der edle savoyer[16] auf seinem feurigen roß dem mehmed aga[17], dessen tage in der festung gezählt sind, sein ewiges la canaglia[18] zu. banat, dieses land mit ausgedehnten sümpfen und wäldern und mit spärlich bewohnten ansiedlungen friedlicher menschen, soll der kultur wiedergegeben werden, wie genial ist all dies in dem einzigen wort unseres unvergessenen prinzen zusammengefaßt!

das zweite stockwerk gehört dem general grafen claudius florimund mercy und dessen epochemachenden umgestaltungsplänen, das dritte der 48er revolution[19] und der unverkennbar staatserhaltenden rolle, die unsere heldenhafte bauernschaft darin spielte, im vierten wird unter gesang und paukenschlag der grundstein zu unserer lehrerbildungstanstalt[20] gelegt usw., usf. auch der revolutionäre dr. ott roth[21] nimmt seinen ihm gebührenden platz ein und mit ihm sein ganzes republikanisches gedankengut[22]. mir selbst ist es vergönnt, sooft es mir beliebt dabeizusein, wie ich im 15. stockwerk ununterbrochen zur welt gebracht werde, auf meine anregung hin hat man in der ecke, die meinem bescheidenen schaffen gewidmet ist, das täfelchen mit meinem geburtsort (movila gîldăului, kreis ialomița)[23] mit einem unverfänglicheren ersetzt, gott verzeihe mir die sünde! und durch all diese herrlichkeiten wirst du vom

charmantesten personal geleitet, welches, ständig in farbenfroher festtracht einhergehend, das schönste schwäbisch[24], das man sich vorstellen kann, spricht, (daß du dich mit deinem schwäbisch überall hier durchschlagen kannst, das habe ich dir wohl schon mitgeteilt – übrigens beginne ich es schon zu bereuen, daß ich die geschichte der banater autoren nicht doch in dieser sprache verfaßt habe, wie es ja ursprünglich meine absicht war. aber so ergeht es wohl jedem, der das historisch gültige, das zukunftsweisende nicht rechtzeitig zu erkennen vermag! immerhin bleibt ja für eine übertragung noch genügend zeit.) und dann sollst du dir erst mal das mitteilungsblatt des hauses ansehen, eine weltzeitung, sage ich dir, echter als im banat! selbstverständlich wird hier ausschließlich schwäbisches gedruckt.

aber jetzt noch ein paar worte zu dem weniger schönen, böse zungen behaupten, unser prinzeugenhaus sei ein gar eigenartiger bau. er bestünde nicht nur aus 16 stockwerken nach oben, sondern aus mindestens ebensovielen nach unten, in den kellergeschossen soll zur selben stunde genau das gleiche stattfinden, das im betreffenden stockwerk über tag eben auf dem tapet ist. wenn im 13. stockwerk oben beispielsweise eine kerwei gefeiert wird (und dies geschieht das ganze jahr hindurch) so sei im 13. stockwerk unten, behaupten diese bösen zungen, nicht eben weniger los. nur hätte man sich das dort unten als eine art totenfeier vorzustellen, die musik bestünde lediglich aus allerlei chaotischem weh- und klagegeschrei, der tanz sei ein totentanz und der kerweibaum gar ein halbvermodertes kuhgerippe. dies behaupten, wie gesagt, allerlei übelmeinende zungen. doch glaube ich keine silbe davon, und ich rate dir, es ebenso zu halten! außerdem gibt es in

beiden welten keine menschenseele, welche jemals in dieses banater inferno vorgedrungen wäre, die unterstellung unserer feinde, dieser radikalisten, mit welchen wir schon noch abrechnen werden, die verwaltung des hauses hielte diese räumlichkeiten unter beständigem verschluß, ist als verleumdung übelster sorte abzulehnen, da die rechtschaffenheit unserer beamten, lauter ausgesuchte leute, über jeden zweifel erhaben ist. (ich muß das wissen, bin ich doch selbst kein geringerer als eben der direktor dieser firma!)

aus meiner, leider viel zu knappen darstellung dessen, was unter dem trostreichen namen lebendiges banat nun allgemeine anerkennung gefunden hat, wirst du hoffentlich ersehen, wie unumgänglich notwendig es für deine arbeit ist, das ding einmal aus der nähe zu betrachten, aber du bist ja nicht herauszulocken aus deinem musealen alt-temeswar!

in der hoffnung, daß dies nun doch bald geschehen wird, und wir uns demnächst auf der hiesigen raumstation die hände schütteln werden, möchte ich für diesmal schließen,

dein

gerhard

ps. sollte dieser brief nicht in deine hände geraten oder mißverstanden werden, so bitte ich schon jetzt um Verzeihung, ich bin ja auch nicht so.

nachbemerkung. das ps ist ernst gemeint, außerdem sind die Schwaben aus aller welt zur 15jährigen Jubiläumsfeier ihres prinzeugenhauses geladen, die DIREKTION! es unterzeichnet: Drahreg Uanitro.

a n m e r k u n g e n

1) richard wagner – junger banater Schriftsteller

2) temeswar – hauptstadt des banats (s. auch anm. 4)

3 ich – junger banater Schriftsteller.

4) banat – ein-kein-schreibthema. liegt im westen des landes.

5) prinzeugen – schwabenprinz. außerdem: prinz eugen von savoyen, österr. feldherr und staatsmann, geb. zu paris, am 18. Oktober 1663, sohn des prinzen moritz von savoyen-carignan und der nichte des cardinals mazarin, olympia manzini, trat im jahre 1683 in österr. dienste, focht als dragoner-oberst 1683-88 tapfer gegen die türken, dann 1693 als corpsführer im nw italiens gegen die franzosen. als feldmarschall besiegte er am 11. September 1697 die türken bei zenta, schlug im spanischen erbfolgekrieg die franzosen und bayern in Verbindung mit marlborough bei hochstädt oder blenheim, vertrieb durch den sieg bei turin 7. spt. 1706 die franzosen aus Italien, kämpfte dann glücklich in den niederlanden bei odenarde am 11. juli 1708, dann bei malplaquet 11. spt. 1709, schloß 1714 den frieden zu rastatt, schlug die türken 1716 bei peterwardein, 1717 bei belgrad und wirkte als treuer ratgeber seines kaisers. er starb am 21. april 1736 in wien. er diente unter 3 kaisern und zwar: unter leopold 7., josef 1., und karl 6. er pflegte in seinem alter oft zu sagen: leopold war mein vater, josef war mein bruder, karl ist mein herr. woran man sieht, wie es abwärts ging mit ihm.

6) mercy – 1. gouverneur des banats, der einzige, der in *allen* geschichtsbüchern gelobt wird, dementsprechend uninteressant, fiel trotzdem in italien.

7) kerweibaum – um ihn dreht sich die kerwei, das banater schwabenfest schlechthin, um die kerwei dreht sich anderes, nichts nennenswertes.

8) stefanjäger – banater schwabenmaler. wo hat der mann seine augen gehabt?

9) ulmer schachteln – donaufahrzeuge der banater mythologie. sie erst machten die einwanderung (s. anm. 10) möglich.

10) einwanderung. bei der neubesiedlung des banats dachte man in erster linie an leute, die getrieben vom drange nach wohlstand am sichersten gewähr bieten konnten, infolge ihrer naturanlagen das banat in kürzester zeit zur fruchtbringenden kornkammer, zum steuerabwerfenden eldorado zu gestalten, und der wiener hof fand diese kulturpioniere im deutschen süden und westen. fand in 2 phasen statt, es ist schon lange her.

11) adam müller. banater romancier. abwarten!

12) jakob pleß – gestalt aus „der große schwabenzug“ von a.m.-guttenbrunn. gründete

13) das gasthaus zu den 7 kurfürsten – womit er ein bombengeschäft machte, bis zum ausbruch der pest.

14) halbmond – gemeint sind die türken. ihnen wird das kreuz gegenübergestellt, sozusagen.

15) … in üblen ruf – eine reaktionäre, auf den italienischen historiker und banatreisenden griselini (nach welchem heute noch in temeswar eine straße benannt ist) zurückgehende theorie, welche das banat vor der neubesiedlung als „öde und entvölkert“ bezeichnet.

16) der edle savoyer – s. anm. 5.

17) mehmed aga (mustafa pascha?) – hißte die weiße fahne zum zeichen der Übergabe der festung temeswar an prinz eugen. dieser soll dem tapferen türken das berühmte wort

18) la canaglia (die kanaille) zugebrüllt haben, im feuer des gefechtes allerdings, nachher ließ er ihn in ehren abziehen.

19) 48er revolution.

20) lehrerbildungsanstalt – banatia. deutsche lehrerpräparandie in temeswar. fiel besonders während des 2. weltkriegs schlimm auf. infolgedessen ist sie erfreulicherweise mit dem etikett ehemalig zu versehen.

21) dr. otto roth – volks-, später regierungskommissär der banater republik 1918. behauptete, keine politik zu machen, davon zeugt aber nicht sein

22) republikanisches gedankengut.

23) movila gîldăului – weiler im bărăgan. geburtsort des autors. warum wohl?

24) das schönste schwäbisch – gemeint ist die banater deutsche mundart. sie besitzt keinen genitiv und kein präteritum. dessenungeachtet ist sie das wichtigste kommunikationsmittel ihrer Sprecher, was klar ist, aber.

INHALT

vorwort	5
der kugelblitz	*11*
hör mal her	*14*
selbstmord eines genossen im jahre 1910	*21*
der unbescholtene	*25*
ein reiches leben	*27*
family	*34*
notdichter 1937	35
kleine geschichte	*47*
einfall der türken in Mitteleuropa	*48*
der killer	*60*
elfriede oder die unruhe	*63*
Ritter Hoffmann	*68*
letzte banater story	*78*

Redaktion: FRANZ HODJAK
Technische Redaktion: L. HLAVATHY

Erscheinungsjahr: 1976. Druckgenehmigung: 26.VIII 1976
Bestellnummer: 1318
Papiersorte: Velinpapier 80 g/m2. *Format:* 32/80 x 100.
Druckbogen: 5,5
Auflage: 730+60 Exemplare gebunden

Satz und Druck unter Bestellnummer im Polygraphischen Betrieb Cluj, Munizipium Cluj-Napoca, Brassai Straße 3-5 Sozialistische Republik Rumänien